

## **IV. Warum ich doch nicht anders bin**

### **Relativierende Selbstvergleiche in italienischen und iberischen Haus- und Familienbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts**

---

*Simon Siemianowski*

Eine zentrale Prämisse dieses Buches ist, dass der Blick auf die Praktiken des Vergleichens neue Perspektiven für die Untersuchung autobiographischen Schreibens eröffnet. Das heißt jedoch nicht, dass das Vergleichen notwendigerweise die zentrale Operation aller autobiographischen Texte sein muss. Das folgende Kapitel beginnt daher umgekehrt und untersucht zunächst, warum das autobiographische Schreiben in italienischen und iberischen Haus- und Familienbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts meist keine direkten Vergleiche auf der Textebene produzierte und welche anderen Formen stattdessen der Darstellung von Selbst- und Fremdbezügen dienten. Erst im zweiten Schritt sollen dann die wesentlich selteneren Momente des Selbstvergleichens dazu ins Verhältnis gesetzt werden.

Durch diese Kontextualisierung zeigt sich, dass Selbstvergleiche in den hier untersuchten Beispielen nicht einfach nur dazu dienten, Unterschiede oder Ähnlichkeiten zu beobachten, sondern vielmehr gezielt eingesetzt wurden, um beobachtete Differenzen zu relativieren und damit in ihrer Bedeutung für das Selbst zu negieren. Zwei Formen des Selbstvergleichens stehen im Fokus der Analyse: erstens der Selbstvergleich mit den eigenen Vorfahr\*innen oder den meist als Leser\*innenschaft imaginierten Nachkommen und zweitens Vergleiche zwischen unterschiedlichen Phasen des eigenen Lebens.

## Genau eingepasst – Selbstverortung im genealogischen Mosaik

Ausgehend von kaufmännischer Buchführung und unter dem zunehmenden Einfluss humanistischer Bildung entwickelten sich im späten 13. Jahrhundert zunächst vor allem in italienischen Stadtkommunen wie Florenz,<sup>1</sup> spätestens im 15. und 16. Jahrhundert jedoch auch an vielen anderen Orten West- und Mitteleuropas<sup>2</sup> neue Formen autobiographischen Schreibens. Diese unter anderem als Hausbücher, »ricordanze« oder »libri di famiglia« bezeichneten, sehr vielgestaltigen Texte enthielten in ganz unterschiedlichem Umfang autobiographische Abschnitte und waren meist für die eigene Familie, den Haushalt oder zumindest einen sehr kleinen Adressat\*innenkreis bestimmt.

Während Jacob Burckhardt insbesondere in der humanistischen Schriftkultur Italiens noch das Erwachen des Menschen aus einem halbwachen Zustand und die Geburt eines autonomen Individuums, eines »uomo singolare«,<sup>3</sup> gesehen hatte, verweist die jüngere geschichts- und literaturwissenschaftliche Selbstzeugnisforschung auch hier verstärkt auf die Relationalität von autobiographischen Erzählungen im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit.<sup>4</sup> Annette Vowinckel beobachtete sogar ein »relationales Individuum«.

<sup>1</sup> Einen guten Überblick bietet: Raul MORDENTI/Angelo CICCHETTI: *I libri di famiglia in Italia*. Vol. 1. Filologia e storiografia letteraria (La Memoria Familiare 1), Rom 1985. Zur Entwicklung in Florenz vgl. Leonida PANDIMIGLIO: *Famiglia e memoria a Firenze* Vol. 1. Secoli XIII-XVI (La Memoria Familiare 5), Rom 2010.

<sup>2</sup> Vgl. beispielhaft: Giovanni CIAPPELLI (Hg.): *Memoria, famiglia, identità tra Italia ed Europa nell'età moderna*. (Annali dell'Istituto Storico Italo-Germanico in Trento Quaderni 77), Bologna 2009; James AMELANG: *The flight of Icarus. Artisan autobiography in early modern Europe*, Stanford 1998. GABRIELE JANCKE: *Selbstzeugnisse im deutschsprachigen Raum (Autobiographien, Tagebücher und andere autobiographische Schriften)*, 1400-1620. Eine Quellenkunde (2008), [www.geschkult.fu-berlin.de/e/jancke-quellenkunde](http://www.geschkult.fu-berlin.de/e/jancke-quellenkunde) (14.01.2018).

<sup>3</sup> Jacob BURCKHARDT: *Die Cultur der Renaissance in Italien*. Ein Versuch, in: Jacob Burckhardt Werke. Kritische Gesamtausgabe. Bd. 4, München 2018, S. 92.

<sup>4</sup> So identifizierten Gabriele Jancke und Claudia Ulbrich das »Eingebundensein in horizontale und vertikale Beziehungen« als den »zentrale[n] Modus frühneuzeitlichen autobiographischen Schreibens«. Gabriele JANCKE/Claudia ULRICH: *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung*, in: *Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung* Bd. 10 (2005), S. 22. Eva Kormann wies ihrerseits darauf hin, dass bei der Analyse von Selbstzeugnissen des 17. Jahrhunderts »auch Aussagen über Gott und über die Welt als möglicherweise selbstreferenziell betrachtet werden« müssten und definierte diesen Modus fremdreferentieller Selbstbeschreibung in Anlehnung an Verena Olej-

um<sup>5</sup> und erklärte, besonderes Kennzeichen der Renaissance seien nicht »Autonomie und Genialität, sondern der Sinn für das Normale, empirisch Messbare und Vergleichbare« gewesen.<sup>6</sup> In welcher Weise drückt sich dieses Streben nach Vergleichbarkeit aber in den Selbstkonstruktionen der Haus- und Familienbücher aus? Die stark heterogenen und kompilatorischen Einträge über Geschäfte, Besitz, Geburten, Tode, Hochzeiten, politische Teilhabe, städtische Ereignisse und wundersame Vorfälle stellen tatsächlich auf viele verschiedene Arten Beziehungen zwischen den Schreibenden und ihrer Umwelt her – dennoch werden diese Verhältnisse nur selten mit einem expliziten Vergleich ausgedrückt.

So notierte der Florentiner Kaufmann Bongianni Gianfigliazzi beispielsweise in seinem *Libro segreto* unter dem Abschnitt zum Jahr 1465 so unterschiedliche Dinge wie die Erweiterung seines Grundbesitzes, die Nachricht über die Geburt und Taufe seiner Tochter Adriana, seine Ernennung zu einem der *Ufficiali dell'Abbondanza* und einen Bericht über das Hochwasser des Arno, ohne die Einträge inhaltlich aufeinander zu beziehen.<sup>7</sup> Gleichzeitig ließ er aber genug Platz, um nachträgliche Veränderungen wie die Verlängerung seiner Amtszeit um ein weiteres Jahr oder Details über die Aussteuer und Heirat seiner Tochter zu ergänzen.<sup>8</sup> Zudem registrieren die Einträge mehr als das bloße Ereignis selbst, sondern geben trotz ihrer Kürze wichtige Auskünfte über die Stellung des Schreibenden innerhalb der Stadtgemeinschaft.

---

niczak als »heterologe Selbstkonstruktionen«. Eva KORMANN: Heterologie Subjektivität. Zur historischen Varianz von Autobiographie und Subjektivität, in: Mererid PUW DAVIES/Beth LINKLATER/Gisela SHAW (Hg.), *Autobiography by Women in German*, Oxford/Bern/Brüssel 2000, S. 88. Vgl. außerdem: Verena OLEJNICZAK, Heterologie: Konturen frühneuzeitlichen Selbstseins jenseits von Autonomie und Heteronomie, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* Heft 26/101 (1996), S. 6-36.

- 5 Annette VOWINCKEL: *Das Relationale Zeitalter. Individualität, Normalität und Mittelmaß in der Kultur der Renaissance*, Paderborn 2011, S. 14.
- 6 Ebd., S. 45.
- 7 Luciano PIFFANELLI (Hg.): *Il libro rosso segreto di Bongianni Gianfigliazzi. Famiglia, affari e politica a Firenze nel Quattrocento (La Memoria Familiare 7)*, Rom 2014, S. 149f. Die sogenannten *Ufficiali dell'Abbondanza* waren jährlich bestimmte Amtsträger, die mit Aufgaben der Marktaufsicht und der Nahrungsmittelversorgung betraut wurden. Zu den Listen bei Gianfigliazzi siehe auch Kapitel II, S. 104.
- 8 Ebd. Laut dem Eintrag wurde in kürzerem Abstand zwei Beträge für 15 Jahre am städtischen *Monte delle doti* angelegt, verzinst und nach der Hochzeit und der Übergabe in den Haushalt des Ehemanns ausgezahlt.

Neben den Familienmitgliedern benennen sie auch Geschäftspartner, Taufpaten und Amtskollegen, setzen das Hochwasser im eigenen Haus in Relation zu stärkeren Überschwemmungen in anderen Teilen der Stadt und verweisen auf die notarielle Beglaubigung von Aussteuer und Landerwerb.<sup>9</sup> Das Schreiben in seinem *›Geheimbuch‹* bot Bongianni Gianfigliazzi also einen wichtigen Raum, verschiedene Beziehungen in seinem Umfeld zu beschreiben und deren Veränderung zu verfolgen. Dass er dabei an keiner Stelle verglich, mag zum Teil mit der Textform selbst zusammenhängen. Hervorgegangen aus der kaufmännischen Buchführung stehen die Einträge in den Haus- und Familienbüchern häufig nicht in einem thematischen, sondern in einem vorwiegend chronologischen Zusammenhang und bedienen sich stark repetitiver Formulierungen.

Es wäre jedoch zu einfach, das Fehlen expliziter Vergleiche allein mit einem vermeintlich beschränkten oder *›defizitären‹* Spielraum der Textform zu begründen und damit automatisch eine höhere Komplexität einer fortlaufenden Prosaerzählung gegenüber einem in einzelnen Paragraphen untergliederten Text anzunehmen. Franz-Josef Arlinghaus hat bereits darauf hingewiesen, dass die verschiedenen Elemente kaufmännischen Ursprungs in den Haus- und Familienbüchern, von der Paragraphenstruktur über die bilanzierenden Listen bis hin zu den häufigen Ausstreichungen (Kanzellierungen) im Italien des 15. Jahrhunderts längst Teil einer eigenen Schreibkultur geworden waren. Ihre Verwendung drückte demnach nicht nur Zugehörigkeit zur städtischen Elite aus, sondern ermöglichte durch Adaption und Rekombination dem eigenen Text Originalität zu verleihen.<sup>10</sup> Was auf den ersten Blick wie lose Notizen erscheinen mag, beruht tatsächlich auf der gezielten Verwendung rhetorischer Mittel, die trotz der scheinbaren Heterogenität des Inhalts ein organisches Ganzes abbildeten.<sup>11</sup>

9 Ebd., bei dem Notar handelte es sich um Ser Nastagio Vespucci, Vater des später berühmten Navigators und selbst Oberhaupt einer angesehenen Florentiner Familie. Auch derartige Verweise auf Rechtsakte sind daher immer zugleich auch eine Selbstverortung im sozialen Gefüge der städtischen Oberschicht.

10 Franz-Josef ARLINGHAUS: Ganz selbstbewusst und dennoch ganz anders. Überlegungen zum Verhältnis von mittelalterlicher und moderner Individualität am Beispiel deutscher und italienischer Familienbücher, in: Pierre MONNET (Hg.): Die Person im Mittelalter. Formen, Zeichen und Prozess, Sigmaringen 2020 (im Druck).

11 Franz-Josef ARLINGHAUS: Mittelalterliche Rituale in systemtheoretischer Perspektive. Übergangsriten als basale Kommunikationsform in einer stratifikatorisch-segmentären Gesellschaft, in: Frank BECKER (Hg), Geschichte und Systemtheorie. Exemplari-

Ein eindrückliches Beispiel für die speziellen Bedingungen und Möglichkeiten der Selbstverortung durch erzählerisch unverbundene, genealogische Einträge stellen die *Ricordi* des Florentiner Kaufmanns Giovanni Morelli (1371-1444) dar. Bereits im Vorwort seines 1393 begonnenen Buches erklärte er seine Absicht, die *antichità* seines Hauses beweisen zu wollen, also zu zeigen, dass die Morelli zu den ältesten, »alteingesessenen« Florentiner Familien von Rang und Namen gehörten – anders als viele andere Familien, die dies nur behaupten würden.<sup>12</sup> Die Abgrenzung der eigenen von anderen Familien ist also erklärt Ziel des Textes. Direkte Vergleiche scheinen für diese Beweisführung jedoch nicht nötig. Stattdessen folgt nach einer längeren Einführung zu den Ursprüngen und dem Namen des Hauses in chronologischer Abfolge eine Reihe von Kurzbiographien der eigenen Vorfahren. Teil dieses genealogischen Abschnitts ist gegen Ende auch eine Beschreibung seines eigenen Lebens,<sup>13</sup> die Richard Trexler aufgrund ihrer schematischen Kürze als »thumbnail autobiography«<sup>14</sup> bezeichnete.

Tatsächlich ist der autobiographische Charakter dieses Textabschnittes jedoch keineswegs so offensichtlich, da er die Einheit von Autor und Erzähler in keiner Weise ausstellt. Obwohl Morelli an anderen Stellen in seinen *Ricordi* häufig von sich selbst in der ersten Person spricht und in teils außergewöhnlichen Details seine Handlungen und Gefühle schildert,<sup>15</sup> wählte er ausgerech-

---

sche Fallstudien (Campus Historische Studien 37), Frankfurt a.M. 2004, S. 108-156, hier S. 127.

12 Vittore BRANCA (Hg.): Giovanni di Pagolo Morelli. Ricordi, Florenz 1956, S. 81: »Perché in questo libro non è scritto per innanzi alcuna cosa, m'è venuto voglia, cioè a me Giovanni di Pagolo di Bartolomeo di Morello di Giraldo di Ruggieri, ovvero Gualtieri, di Calandro di Benamato d'Albertino de' Morelli, iscrivere di nostra nazione e condizione antica e che di noi seguirerà insino potrò e mi ricorderò; e ciò per passare tempo e che i nostri alcuna cosa ne sappino, perché oggi ogni catuno si fonda in grande antichità; e però vo' mostrare la verità della nostra.« Bereits in diesem ersten Satz setzt Giovanni Morelli sich selbst in eine genealogische Reihe, indem er seinen Namen durch eine Aufzählung seiner väterlichen Vorfahren erweitert.

13 Ebd., S. 194-199.

14 Richard TREXLER: Public life in Renaissance Florence, Ithaca <sup>2</sup>1994, S. 164.

15 So etwa in seinem vielzitierten Eintrag zu einer Visionserfahrung am ersten Todestag seines ältesten Sohnes. Vgl. V. BRANCA (Hg.): Giovanni di Pagolo Morelli (Anm. 12), S. 475ff. Weiand sieht in der Vision eine mystische Erfahrung und in ihrer Schilderung die autobiographische Überwindung einer Lebenskrise. Christof WEIAND: »Libri di famiglia« und Autobiographie in Italien zwischen Tre- und Cinquecento. Studien zur Entwicklung des Schreibens über sich selbst (Romanica et Comparatistica 19), Tübingen 1993, S. 108-113.

net für die Beschreibung seines eigenen Lebens nicht nur die dritte Person, sondern präsentierte sich selbst und seine Eigenschaften in der abgeschlossenen Vergangenheit. Demnach strebte Giovanni Morelli danach, aufrecht zu leben (»[d]esiderò di vivere netto«), widersetzte sich niemals den Herrschenden (»sanza mai contrapporsi a chi reggesse«) und verkehrte immer mit den angesehenen und alteingesessenen Familien von Florenz (»sempre tenne co' buoni uomini antichi di Firenze«).<sup>16</sup> Der Grund für diese selbstdistanzierte Haltung ergibt sich aus dem Kontext: In der Beschreibung seines eigenen Lebens folgte Giovanni Morelli exakt dem gleichen Schema wie in den seinen Vorfahr\*innen und älteren Geschwistern gewidmeten Kurzbiographien unmittelbar zuvor: Nach der Nennung der Eltern, des Geburtstages sowie der Taufe samt Paten folgen eine Beschreibung der äußereren Erscheinung, der Tugenden sowie der davon abgeleiteten Fähigkeiten und Verhaltensweisen, bevor Angaben zur politischen Teilhabe, der Heirat sowie den Kindern den Lebensbericht fortsetzten.

Nur ein einziges Mal kommt es während dieser Schilderung zu einem expliziten aber differenzlosen Selbstvergleich, nämlich in der formelhaften Nebenbemerkung, der genannte Giovanni di Pagolo Morelli – also er selbst – sei wie alle anderen in dieser Welt ein Sünder (»Il detto Giovanni di Pagolo Morelli [...] ché 'n questo mondo è come gli altri peccatore«).<sup>17</sup> Obwohl Morelli abgesehen von dieser typischen Demutsformel keine expliziten Selbstvergleiche anstellte, ermöglichte ihm die formale Einheitlichkeit und chronologische Einordnung der eigenen Lebensbeschreibung in den strengen Aufbau der genealogischen Kurzvitae die große Ähnlichkeit zwischen seinem eigenen Leben und dem seiner besonders verehrten Vorfahren auszustellen. Es handelt sich bei dem Text also eigentlich gar nicht um ein autobiographisches Miniaturbild, sondern vielmehr um einen Mosaikstein in einem genealogischen Gesamtbild. Giovanni Morellis Lebensbeschreibung ist nicht dafür konzipiert, als eigenständiger autobiographischer Ausdruck wahrgenommen zu werden, sondern kann nur im Zusammenhang sinnvoll gelesen werden. Trotzdem ist dieser genealogische »Mosaikstein« deshalb nicht beliebig austauschbar, sondern bewusst so gestaltet, dass er trotz Abweichungen und Unebenheiten besonders gut in das Gesamtgefüge passt.

Zum Zeitpunkt der Niederschrift seiner eigenen Biographie im Jahr 1403 war Giovanni Morelli 32 Jahre alt, hatte aber bisher kaum eigenes politisches

---

<sup>16</sup> V. BRANCA (Hg.): Giovanni di Pagolo Morelli (Anm. 12), S. 196.

<sup>17</sup> Ebd., S. 197.

Prestige vorzuweisen, da er aufgrund seiner Heiratsverbindung mit der aus Florenz verbannten Familie Alberti zeitweise von allen städtischen Ämtern ausgeschlossen worden war.<sup>18</sup> Sein eigener Vater Pagolo, wichtigstes Vorbild in seiner Ahnengalerie, zeichnete sich aus Sicht Giovannis allerdings gerade dadurch aus, dass er als Erster in der Familie der Florentiner *Signoria* angehört hatte (»il primo di nostri antichi imborsato nell'ufficio de' Signori«).<sup>19</sup> Die Angehörigen der *Signoria* wurden als *Priori* bezeichnet, und die erstmalige Ausübung dieses Amtes war für Florentiner Familien ein wichtiger Ausweis für ihre Zugehörigkeit zur städtischen Oberschicht. In einer eigenen genealogischen Textform, dem sogenannten *Priorista*, wurden, teils nach Familien geordnet, alle Namen ehemaliger *Priori* aufgelistet. Später sollte ein solches Buch auch im Archiv der Familie Morelli seinen Platz finden; das *Priorista* aus der Zeit von Giovannis Urgroßneffen Leonardo Morelli (1476-1539) erinnerte auch etwa ein Jahrhundert später noch an Giovannis Vater Pagolo als Ersten unter den *Priori* der Familie.<sup>20</sup>

Giovannis Mangel an politischem Prestige wurde durch die Einreihung der eigenen Lebensgeschichte in die genealogische Abfolge seiner Vorfahren und insbesondere im Kontrast zum eigenen Vater zwangsläufig sichtbar.<sup>21</sup> Es ist daher kein Zufall, dass die Erzählung des eigenen Lebens ausgerechnet in jenem Abschnitt seiner Lebensbeschreibung, der in den übrigen Biographien meist dem öffentlichen Ansehen gewidmet war, die ansonsten gewahrte, zeitliche Abgeschlossenheit des Berichtes durchbricht. Bis zum heutigen Tag (»per insino a questo dì«) habe es Gott nicht gefallen, Giovanni Morelli die Möglichkeit zu geben, die Hingabe zu beweisen, die er immer schon gegenüber seiner *Comune* und den edlen Männern und Kaufleuten besessen habe. Man müsse aber annehmen, Gott habe alles zum Besten bestellt.<sup>22</sup> Mit die-

- 
- 18 Giovanni Morelli hatte 1395 Caterina Alberti geheiratet, deren Familie 1393 aus Florenz verbannt worden war. Zu den politischen Hintergründen vgl. L. PANDIMIGLIO: Famiglia e memoria a Firenze Vol. 1 (Anm. 1), S. 34f.
- 19 V. BRANCA (Hg.): Giovanni di Pagolo Morelli (Anm. 12), S. 158f.
- 20 Archivio di Stato di Firenze (ASF), Gherardo Piccolomini d'Aragona (GPA), Nr. 778, dazu auch Leonida PANDIMICLIO: Famiglia e memoria a Firenze Vol. 2. Secoli XIV-XXI (La Memoria Familiare 5), Rom 2012, S. 116f.
- 21 Ähnlich bereits über den »Mangel an Berichtenswertem« C. WEIAND: »Libri di famiglia« und Autobiographie (Anm. 15), S. 113.
- 22 V. BRANCA (Hg.): Giovanni di Pagolo Morelli (Anm. 12), S. 197: »Non è piaciuto a Dio per insino a questo dì che con effetto abbia potuto dimostrare quello buono animo ha sempre avuto verso il suo Comune e verso i buoni uomini e buon mercantanti, ma è da prosumere Idio l'abbia conceduto pello meglio.«

ser Aussage machte Morelli deutlich, dass dieser wichtige Unterschied zwischen seinem Leben und dem seiner Vorfahren nichts an seiner Ähnlichkeit zu ihnen änderte, sondern vielmehr nur den Umständen geschuldet war und durch göttliche Fügung auch noch jederzeit behoben werden könnte. Tatsächlich sollte Giovanni Morelli in späteren Jahren noch mehrere öffentliche Ämter bekleiden und wurde 1427 schließlich auch einer der *Priori*.<sup>23</sup>

Das Selbstvergleichen scheint in diesem Beispiel für die Darstellung des eigenen Lebens keine große Rolle zu spielen, sondern wird erst beim Lesen der durch ähnliche Formen leicht vergleichbar gemachten Lebensgeschichten relevant. Doch ist das überhaupt eine zulässige These? Sind Giovanni Morellis *Ricordi* tatsächlich wie die im ersten Kapitel besprochenen *Confessions* Rousseaus als ›Vergleichsstück‹<sup>24</sup> konzipiert? Und darf angenommen werden, dass die Nachfahr\*innen, hier insbesondere natürlich der als Leser imaginierte Sohn und Erbe Giovannis,<sup>25</sup> tatsächlich in demselben Maße Vergleiche zwischen den aneinander gereihten Biographien angestellt haben, wie der routiniert vergleichende Blick moderner Forscher\*innen? Im Vorwort der *Ricordi* gibt Giovanni Morelli einen Hinweis darauf, wie er selbst sich die Nutzung seines Textes vorstellte:

»Nella quarta e utima si farà memoria di certi gran fatti avvenuti alla nostra città e a noi, cioè in nostra particularità propria, [...], isperando che il frutto pervenga ai termini iscritti di sopra e utimamente volendo in parte ammaestrare i nostri figliuoli o veramente nostri discendenti per vero asempro e per casi intervenuti a noi; ne quai ispecchiandosi ispresso, ne riceveranno colla grazia di Dio salute di buono provvedimento, [...].«<sup>26</sup>

*Im vierten und letzten Teil wird bestimmten bedeutenden Dingen gedacht, die sich in unserer Stadt oder bei uns, also in unserem eigenen Umfeld ereigneten, [...], in der Hoffnung, dass das Ergebnis den oben genannten Zielen diene und in dem Willen, in*

---

23 Vgl. C. WEIAND: »Libri di famiglia« und Autobiographie (Anm. 15), S. 106.

24 Siehe Kapitel I, S. 11.

25 Trexler argumentiert, Morelli hätte seine Ricordi vor allem für seinen später verstorbene Sohn Alberto geschrieben, der im Verlauf der Niederschrift verstirbt. R. TREXLER: Public life in Renaissance Florence (Anm. 14), S. 163. Tatsächlich nennt Giovanni Morelli jedoch nicht den Namen des Adressaten seiner Ratschläge.

26 V. BRANCA (Hg.): Giovanni di Pagolo Morelli (Anm. 12), S. 84f. Bei der hier dem Originaltext beigegebenen und allen weiteren Übersetzungen in diesem Kapitel handelt es sich um eigene Übersetzungen.

*Teilen unsere Kinder oder vielmehr unsere Nachfahren durch ein wahrhaftiges Beispiel und durch Ereignisse, die uns selbst zustießen, zu unterweisen; durch welche sie, indem sie sich häufig in ihnen widerspiegeln, mit Gottes Gnade ihr Wohlergehen durch gute Vorkehrung erhalten werden, [...].*

Giovanni Morelli erhoffte sich also tatsächlich, dass seine Nachkommen die beschriebenen Ereignisse möglichst häufig mit ihren eigenen Leben in Verbindung bringen würden. Doch bestand diese Bezugnahme in mehr als einem bloßen Anerkennen der Ähnlichkeit, einem einfachen ›Abgleichen‹ und ›Einordnen‹? Laut Bettina Heintz beruht jede Vergleichspraxis auf einer Kombination von Gleichheitsunterstellung und Differenzbeobachtung. Diese Differenzorientierung schließe dabei jedoch nicht aus, dass am Ende eine Gleichheit der Vergleichsobjekte festgestellt werde.<sup>27</sup> Doch lässt die von Giovanni Morelli beschriebene ›Widerspiegelung‹ überhaupt eine Differenzbeobachtung zu? Warum hätte Giovanni Morelli auf direkte Selbstvergleiche mit seinen Vorfahr\*innen verzichten sollen, wenn das Ziel seiner Darstellung darin bestanden hätte, bei den Adressat\*innen seines Buches eine wie auch immer geartete Vergleichspraxis anzuregen? Trotz des paragraphenartigen Charakters seiner genealogischen Erzählung hätte es dafür Gelegenheiten gegeben.

Oder ist das Ausbleiben direkter Selbstvergleiche und damit die fehlende Thematisierung von Selbstdifferenz im Text am Ende nur einer Bescheidenheitstopik geschuldet, wie sie im Einleitungskapitel auch schon bei Thietmar von Merseburg zu beobachten war?<sup>28</sup> Der wesentliche Grund für die Häufigkeit dieser Topik im autobiographischen Schreiben der Vormoderne war laut Sonja Glauch und Katharina Philipowski die Furcht davor, sich mit dem Bericht der eigenen Taten der Sünden des Hochmutes und der Prahlerei schuldig zu machen, weshalb sich viele mittelalterliche Autor\*innen für das Sprechen über ihr Selbst sogar entschuldigten.<sup>29</sup>

Entsprechende Demutsgesten lassen sich auch bei Giovanni Morelli erkennen. Zwar porträtierte er einige seiner Verwandten als Sünder,<sup>30</sup> lobte

- 
- 27 Bettina HEINTZ: »Wir leben im Zeitalter der Vergleichung.« Perspektiven einer Soziologie des Vergleichs, in: Zeitschrift für Soziologie 45/5 (2016), S. 305-323, hier S. 307.
- 28 Siehe Kapitel I, S. 25f.
- 29 Sonja GLAUCH/Katharina PHILIPOWSKI: Vorarbeiten zur Literaturgeschichte und Systematik vormodernen Ich-Erzählens, in: Sonja GLAUCH/Katharina PHILIPOWSKI (Hg.), Von sich selbst erzählen. Historische Dimensionen des Ich-Erzählens, Heidelberg 2017, S. 5.
- 30 Zur Gegenüberstellung von ›guten‹ und ›schlechten‹ Söhnen bei Morelli vgl. C. WEIAND: »Libri di famiglia« und Autobiographie (Anm. 15), S. 97.

aber insbesondere seinen eigenen Vater und grundsätzlich alle Vorfahr\*innen in direkter Abstammungslinie zu ihm selbst für ihre hervorragende Tugend, Stärke und Schönheit.<sup>31</sup> Sich selbst hingegen beschrieb er als gewöhnlich gebaut (»comunale di grandezza e di compressione«) und schwach (»non fu di forte natura, di piccolo pasto e di gentile sanguinità«),<sup>32</sup> womit er, wie bereits der Editor Vittore Branca bemerkte,<sup>33</sup> wahrscheinlich neben körperlicher auch moralische Schwäche meinte.

Doch möglicherweise ist auch diese Bescheidenheitstopik wiederum nur Ausdruck epistemologischer Vorbedingungen der vormodernen Gesellschaft. Laut Michel Foucault leitete das Denken in Ähnlichkeiten bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts nicht nur die Interpretation der Texte, sondern wirkte bereits auf der Ebene der Erkenntnis und Repräsentation der Dinge.<sup>34</sup> Foucaults Beschreibung der Ähnlichkeit als primäres Ordnungs- und Erkenntnismuster in der Vormoderne sollte an dieser Stelle jedoch nicht dazu führen, ihr das gegenteilige Bild einer Moderne entgegenzusetzen, die nur in Identitäten und Unterschieden operiere. Eine derart vereinfachte binäre Differenz zwischen modern und vormodern neigt nicht nur dazu, koloniale Denkmuster zu reproduzieren,<sup>35</sup> sondern auch, die anhaltende Bedeutung von Ähnlichkeitsdiskursen in der Moderne zu verdecken. Dorothee Kimmich sprach daher sogar von einer »Diskreditierung der Ähnlichkeit« durch die Thesen Foucaults.<sup>36</sup>

Es soll daher in der Folge nicht darum gehen, die beobachteten Ähnlichkeitsbeziehungen als exklusiv vormoderne Selbstpositionierungen zu beschreiben. Ähnlichkeit zu nahen Verwandten zu betonen, ist sicher zu ver-

<sup>31</sup> Vgl. beispielhaft: V. BRANCA (Hg.): Giovanni di Pagolo Morelli (Anm. 12), S. 138 »valente uomo«, S. 142 »savio e da bene«, S. 160f. »molto cortese e quasi prodico«, S. 165 »grasso e fresco [...] compagnone da godere, lieto e di buona condizione«, S. 167 »di persona più che comunale, cioè di grandezza«.

<sup>32</sup> Ebd., S. 195.

<sup>33</sup> Ebd., Fn. 2.

<sup>34</sup> Michel FOUCAULT: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt a.M. 1974, S. 46: »Sie [die Ähnlichkeit] hat zu einem großen Teil die Exegese und Interpretation der Texte geleitet, das Spiel der Symbole organisiert, die Erkenntnis der sichtbaren und unsichtbaren Dinge gestattet und die Kunst ihrer Repräsentation bestimmt.«

<sup>35</sup> Vgl. Albrecht KOSCHORKE: Ähnlichkeit. Valenzen eines post-kolonialen Konzepts, in: Anil BHATTI/Dorothee KIMMICH (Hg.), Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma, Konstanz 2015, S. 35–45, hier S. 38.

<sup>36</sup> Dorothee KIMMICH, Ins Ungefährte. Ähnlichkeit und Moderne, Paderborn 2017, S. 55.

schiedenen Zeiten eine naheliegende und häufige Operation autobiographischer Texte gewesen. Wenn es aber stimmt, dass Ähnlichkeitsbeziehungen in der europäischen Vormoderne eine wesentlich größere Autorität und Plausibilität besaßen und deshalb *grundsätzlich* selbstverständlicher und naheliegender waren, hätte dies nicht nur Auswirkungen auf die Bedeutung dieser Verhältnisse für die Selbstpositionierung, sondern auch auf die Formen, die für den Ausdruck bestimmter Verhältnisse verwendet wurden. In diesem Sinne könnte es etwa sein, dass jene Fähigkeit des Vergleichens, durch Differenzbeobachtung Grade von Ähnlichkeit und Differenz zu bestimmen, in vielen Fällen schlicht nicht benötigt wurde und stattdessen andere Ausdrucksformen und Praktiken die Funktion der Selbstrelationierung übernahmen.

### **Klar begrenzt – Kategoriale Abgrenzung als strukturelles Vergleichshindernis**

Auch ohne das Vergleichen konnten in Haus- und Familienbüchern mit wenigen Worten komplexe Beziehungen dargestellt und Differenzen verhandelt werden. Das zeigt sich besonders gut am folgenden Beispiel, das jedoch dieses Mal nicht aus der Metropole Florenz, sondern aus dem ländlichen Katalonien stammt und damit zugleich verdeutlicht, dass autobiographisches Schreiben in haushaltsinternen Aufzeichnungen keineswegs nur Kennzeichen einer italienischen ›Renaissancekultur‹ oder das Produkt kaufmännischer Buchführung war.

Das Küstendorf Pineda im Bistum Girona zählte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nicht einmal zwei Dutzend Haushalte.<sup>37</sup> Eine zentrale Position im Ort kam der wohlhabenden Familie Coll zu, die seit 1461 von Pineda aus in Erbpacht das Notariat im gesamten Bezirk Montpalau für die lokalen Grundherren, die *Vescomtes* von Cabrera, versah.<sup>38</sup> Von Jaume Johan Coll (1492–1555), der dieses Amt bereits in dritter Generation ausübte, ist ein Familienbuch überliefert, in welchem der Verfasser gleich zu Beginn in einem kurzen Eintrag aus der Ich-Perspektive von einem Piratenüberfall auf Pineda am 1. August 1545 berichtet, der zu seiner eigenen Gefangennahme

<sup>37</sup> Vgl. Josep Maria PONS I GURI: Les jurisdiccions dels vescomtats de Cabrera i de Bas, l'any 1527, in: Revista de dret històric català Vol. 1 (2000), S. 155–224, hier S. 165.

<sup>38</sup> Ebd., S. 155.

führt.<sup>39</sup> Die Schilderung seines Anteils an der Begebenheit scheint für Jaume Johan Coll von außerordentlicher Bedeutung gewesen zu sein, immerhin stellte er sie seinen übrigen Aufzeichnungen noch vor Beginn der eigentlichen Seitennummerierung voran, indem er sie nachträglich auf der Rückseite des ersten Blattes notierte und damit unmittelbar hinter die Widmung des Buches und die beiden Einträge zum Tod der eigenen Eltern setzte.<sup>40</sup> Im Gegensatz zu vielen anderen Einträgen im Buch scheint auch der ökonomische Aspekt hier als Motivation für die Niederschrift nebensächlich gewesen zu sein. So werden finanzielle Konsequenzen, etwa die Rückerstattung des für seine Auslösung aus der Gefangenschaft von einem befreundeten Kaufmann vorgestreckten Lösegeldes, später an anderer Stelle im Buch noch einmal gesondert aufgeführt.<sup>41</sup>

Die Erzählung beschreibt zunächst kurz die Landung von elf ›türkischen‹ *Fustas*<sup>42</sup> am Strand von Pineda und die ersten Kämpfe, in Folge derer die Verteidiger aus den umliegenden Orten in die Flucht geschlagen und das Pfarrhaus eingenommen wird, bevor der Angriff auf das zentral im Ort gelegene Haus der Familie Coll selbst beginnt. Jaume Johan Coll berichtet, die Angreifer hätten zunächst nicht gewagt, das Haus zu betreten, da er selbst mit der Hakenbüchse von den Toren aus auf sie feuerte:

»[...] e viu quon sen aportaren dos turchs si mes no que havia ferits daquexos dos o viu certament e finalment me meti en hun socol de volta grassa e no

39 Arxiu Històric Fidel Fita, Ms. 120, f. pre1v. [pre] bezeichnet hier die unnummerierten Seiten vor dem Beginn der originalen Seitennummerierung]. Das Manuskript ist bisher nicht ediert. Längere Zitate aus der Beschreibung des Überfalls finden sich jedoch bei: Josep Maria PONS I GURI, Recull d'estudis d'història jurídica Catalana Vol. 1 (Textos i Documents 20), Barcelona 1989, S. 13-20.

40 Ebd., f. pre 1r.

41 Ebd., f. 7r.

42 Die Fusta war eine kleine Galeere, die im 16. Jahrhundert häufig von Freibeutern verwendet wurde. Das Attribut ›türkisch‹ folgt hier und im Folgenden allein der Quellensprache; zu den von Coll pauschal als ›Türken‹ bezeichneten Angreifern gehörten höchstwahrscheinlich auch nordafrikanische Seeleute. Den Namen des Kapitäns nennt Coll selbst nicht, erst im Jahr 1558 identifizieren Notariatsakten ihn mit dem mittlerweile berüchtigten osmanischen Flottenführer Turgut Reis, auch bekannt als ›Dragut: in der Schreibweise »Dergueterrals«. Vgl. J.M. PONS I GURI: Recull d'estudis d'història jurídica Catalana Vol. 1 (Anm. 39), S. 16, Fn. 6. Laut Eloy Martín Corrales ereignete sich der erste Überfall von Turgut Reis an der katalanischen Küste hingegen erst 1549. Vgl. Eloy MARTÍN CORRALES: Dragut, un corsario enemigo, admirado y temido, in: *Studia Historica: Historia moderna* 36 (2014), S. 70.

podentmen traure men tragueren ab foch e pensaren segons les demandes me feren que fossem dins en casa trenta o quoranta e no erem mes de tres e tingui sinch ores en dita ma casa e nuncha hagui soquors [...].<sup>43</sup>

[...] und ich sah, wie sie zwei Türken wegtrugen, wenn ich nicht mehr verletzt habe, als diese zwei, die ich sicher gesehen habe. Schließlich stellte ich mich auf eine breite Mauerbrüstung, und da sie mich nicht erreichen konnten, holten sie mich mit dem Feuer herunter und dachten – den Fragen zufolge, die sie mir stellten – dass wir im Haus dreißig oder vierzig [Personen] wären und wir waren [tatsächlich] nicht mehr als drei und ich hielt mich fünf Stunden in meinem besagten Haus und nie hatte ich Hilfe [...].

Während in seiner Darstellung der Ereignisse die meisten übrigen Verteidiger Pinedas also bereits geflohen sind, leistet Coll selbst bis zum letzten Moment Widerstand. Offensichtlich war ihm hier besonders daran gelegen, seine eigene Tapferkeit herauszustellen. Dafür vergleicht er sich jedoch an keiner Stelle direkt mit anderen, sondern lässt stattdessen die angreifenden Freibeuter mutmaßen, bei den Verteidigern der Casa Coll handele es sich um ein Vielfaches der tatsächlich anwesenden Personen.

Die Selbstverortung über die Thematisierung von Tapferkeit bleibt auch im restlichen Eintrag der wesentliche Fokus seiner Erzählung. Nachdem Jaume Johan seinem Geschäftspartner Miquel Oliver aus Calella – der das Lösegeld für ihn zahlte – auch im Namen der ›Seinen‹ für die Befreiung aus der Gefangenschaft der Freibeuter gedankt (›perpetua obligacio yo e los meos‹) und die Hoffnung geäußert hat, das Geschehene möge seinem Seelenheil und der Vergebung seiner Sünden dienen (›Placia a deu sia en remissio de mes pecats e salvatio de la mia anima‹),<sup>44</sup> wendet er sich wieder der Schilderung der Kämpfe zu und berichtet von dem Tod des Angehörigen einer anderen angesehenen Familie.

So sei der ehrenwerte Miquel Vilana de Montrodon an Erschöpfung gestorben; die Schuld dafür lastet er aber nicht den Angreifern an, sondern ›tot lo aplech de la gent nostra fu[gi] e fonchli forsat trobantse totsol‹<sup>45</sup> also der Menge der ›unsrigen Leute‹, die geflohen waren und ihn allein zurückließen – womit wohl die eingangs erwähnten Verteidiger aus den benachbarten Dörfern gemeint sind. Das wiederum nimmt Coll dann zum Anlass, um sich

---

43 AHFF (Anm. 39), f. pre 1v.

44 Ebd.

45 Ebd.

selbst und seine Kinder (»Per co sia recort a mi e a mos fills«) davor zu warnen, auf die Befestigungen der Dörfer zu vertrauen, falls keine verlässlichen Männer (»homens segurs«) mehr da wären, um sie zu verteidigen, da alle *Guten und Treuen* getötet oder gefangen genommen wurden und die *Feigen* geflohen seien (»perquant e[ls] bons e fels maten o encativen e los coarts fugen«).<sup>46</sup> Diese Warnung hebt er dann aber sofort wieder auf eine höhere, transzendentale Ebene, begründet die Feigheit mit einem allgemein herrschenden Mangel an Glaube, Liebe und Karitas (»a causa que en nosaltres habita poca fe ni amor ni caritat en los proxims«) und bittet anschließend, Christus möge es gefallen, den Mut und die Tapferkeit der Seinen zu wandeln (»N.S. deu Jesucrist quins placia mudar nostros animos e coratges a surveye seu. Amen.«).<sup>47</sup>

Bereits dieser kurze Eintrag zeigt auf eindrückliche Weise, auf wie vielen parallelen Ebenen eine auf der einfachen Unterscheidung tapfer/feige beruhende Kategorisierung der Selbstverortung dienen konnte. Im Zusammenhang und aus dem Kontext wird klar, dass es Jaume Johan Coll darum ging, seine eigene Tapferkeit nicht nur gegenüber den Angreifern, sondern vor allem im Unterschied zu den übrigen Einwohnern seines Ortes zu belegen und gleichzeitig seine Nähe zu den erwähnten Angehörigen seines Standes, dem verstorbenen Miquel Vilana de Montrodon und seinem Geschäftspartner Miquel Oliver aus dem Nachbarort Calella zu demonstrieren. Darüber hinaus sah er in dem Überfall Konsequenzen für das Verhältnis zu Gott. Es gelingt ihm, darin einerseits eine göttliche Mahnung an die gesamte christliche Gemeinschaft, andererseits in seiner Rettung aber auch ein positives Zeichen für sein eigenes Seelenheil zu lesen. Und schließlich sollten die dargestellten Relationen wiederum auch seinen Kindern und zukünftigen Leser\*innen des Buches als tugendhaftes Beispiel dienen. So entsteht in wenigen Sätzen trotz dieser ausgestellten Vorbildlichkeit nicht etwa ein austauschbares Versatzstück über ständische Tugend, sondern eine neue Erzählung über den durch eine persönliche Erfahrung in besonderer Weise bewiesenen Platz innerhalb der eigenen Gemeinschaft. An keiner einzigen Stelle führt dieses mehrschichtige Einschreiben in »Gott und die Welt«<sup>48</sup> jedoch zu einem im Text ausformulierten Vergleich.

---

46 Ebd.

47 Ebd.

48 E. KORMANN: Heterologe Subjektivität (Anm. 4), S. 89: »Ein Ich sagt sich, spricht sich, schreibt sich über das Andere, über Gott und Welt. Bei der Analyse von Selbstzeugnissen des 17. Jahrhunderts müssen folglich auch Aussagen über Gott und über die Welt als möglicherweise selbstreferenziell betrachtet werden.«

Natürlich ließe sich auch in diesem Fall argumentieren, dass sowohl für das Bilden als auch das Erkennen der Kategorien eine vergleichende Operation notwendig gewesen sei, oder dass die Kategorisierung später die Voraussetzung für Vergleichspraktiken der adressierten Söhne gebildet habe; sicher belegen lassen sich solche vorausgehenden Vergleichspraktiken oder ›impliziten‹ Vergleichsaufforderungen anhand des Textes aber nicht. Außerdem ist mit der bloßen Annahme, den entsprechenden Relationierungen lägen Vergleichspraktiken zugrunde, noch nichts über die Funktion und Wirkungsweise der Vergleichspraktiken selbst gesagt. Welche Einsicht lässt sich also überhaupt aus der Beobachtung gewinnen, dass die Betonung der eigenen Qualität vor ›Anderen‹ bei Jaume Johan Coll nicht zur Ausstellung von Vergleichspraktiken auf der Textebene führte? Müsste die Darstellung der eigenen Verdienste im Kampf gegen ›die Türken‹ nicht noch wesentlich mehr Gelegenheit zur vergleichenden Betonung von Unterschieden und des eigenen ›Mehrwertes‹ geboten haben als die Einordnung in eine Liste verehrter Vorfahren wie im Fall von Giovanni Morelli?

Eine mögliche Erklärung wäre, dass die Unterschiede zwischen den gebildeten Kategorien und die eigene Zugehörigkeit zu ihnen dem Schreibenden so selbstverständlich erschienen, dass sie keiner vergleichenden Gegenüberstellung mehr bedurften. Nicht nur der Unterschied zwischen Christen und Nichtchristen, sondern auch der Standesunterschied zwischen dem Notar, Landbesitzer und Herrschaftsvertreter Jaume Johan Coll und seinen Geschäftspartnern einerseits und der überwiegend bäuerlichen Bevölkerung<sup>49</sup> andererseits könnte so groß gewesen sein, dass der Verfasser es nicht für nötig hielt, vergleichend zu zeigen, welcher Schicht er selbst angehörte und wer nun konkret zu den ›Tapferen‹ und wer zu den ›Feigen‹ zu zählen war. Dass diese Zugehörigkeiten nicht mit Hilfe von Vergleichen kommuniziert wurden, deutet somit nicht auf ein Vergleichsverbot, sondern vielmehr auf ei-

---

49 Ein im Rahmen der Machtübernahme im Vescomtat von 1527 von Jaume Johan Coll und seinem Vater March Coll erstelltes Rechtsdokument beschreibt eine Versammlung der Bewohner (›universitate hominum‹) der Terme de Montpalau – die aufgrund der großen Entfernungen nicht mit Kirchenglocken, sondern Jagdhörnern zusammengerufen wurde – und zählt alle 240 Haushaltsvorstände auf, von denen gerade einmal 35 aus Pineda selbst stammten und mit Berufen wie Weber (*textor*) Zimmermann (*fusterius*), Hirte (*basterius*) oder Bauer (*agricultor*) identifiziert wurden. J.M. PONS I CURI: *Les jurisdiccions dels vescomtats de Cabrera i de Bas, l'any 1527* (Anm. 37), S. 165.

ne strukturelle Grenze des Vergleichens hin.<sup>50</sup> Auch wenn schichtintern eine Gleichheit oder Ähnlichkeit angenommen wurde, so war doch die Beziehung zwischen den Schichten – oder hier genauer gesagt: Ständen – deshalb nicht automatisch eine Beziehung der Ungleichheit, vielmehr wurde das Verhältnis der Stände zueinander von der Annahme einer qualitativ zu verstehenden Andersartigkeit oder Wesensverschiedenheit bestimmt.<sup>51</sup>

Was bedeutet dies konkret für die Verwendung sprachlicher Mittel? Anders als das Vergleichen, das auf einer Kombination von Gleichheitsunterstellung und Differenzbeobachtung beruht, zieht die Kategorisierung Heintz zufolge einen scharfen Schnitt zwischen Gemeinsamkeit und Unterschieden und erlaubt eine klare Hierarchisierung, insbesondere bei binären Kategorisierungen wie der Unterscheidung zwischen den ›Tapferen‹ und den ›Feigen‹ im oben gezeigten Fall.<sup>52</sup> Eine derart eindeutige Differenz machte standesübergreifende Vergleiche nicht nur überflüssig, Vergleiche dieser Art hätten sogar das Potential gehabt, diese qualitativen Standessdifferenzen zu unterlaufen, was in keinem Fall im Interesse des Schreibenden sein konnte. Das alles erklärt jedoch noch nicht, warum dann Beziehungen innerhalb des eigenen Standes nicht häufiger mit Selbstvergleichen ausgedrückt wurden.

Die systemtheoretische Prämissen einer spezifischen Semantik vormoderner Gesellschaften hilft hier nur bedingt weiter. So beruhte Luhmann zufolge die Zuschreibung von Wert, Bedeutung und Wirksamkeit einer Äußerung in den primär stratifikatorisch differenzierten Gesellschaften des vormodernen Europas auf dem sogenannten Amplifikationseffekt der Kommunikation, also (etwas verkürzt) auf der Generalisierbarkeit des Ausgesagten.<sup>53</sup> Darstellungen – auch jene des eigenen Lebens – galten somit nur dann als relevant, wenn sie sich verallgemeinern ließen. Gerade das Vergleichen ist aber laut

<sup>50</sup> Zu strukturellen Grenzen des Vergleichens und ihrer Abhängigkeit von der Gesellschaftsform vgl. B. HEINTZ: »Wir leben im Zeitalter der Vergleichung.« (Anm. 27), S. 307. Zu ähnlichen Schlussfolgerungen kommt auch Franz-Josef Arlinghaus in Kapitel II am Beispiel von Burkhard Zink, S. 105.

<sup>51</sup> Vgl. dazu: Niklas LUHMANN: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1998, S. 693f.

<sup>52</sup> B. HEINTZ: »Wir leben im Zeitalter der Vergleichung.« (Anm. 27), S. 309: »Dichotomien bzw. Duale sind eine Sonderform, indem sie zwei Kategorien in Termini einer binären Opposition zueinander in Beziehung setzen. [...] Duale sind oft hierarchisch angelegt: Die eine Seite wird auf Kosten der anderen privilegiert.«

<sup>53</sup> Niklas LUHMANN: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 3, Frankfurt a.M. 1993, S. 173.

Luhmann ein Ausdrucksmittel, das Andersartigkeit betont und das Exemplarische stört.<sup>54</sup> Ähnlich wie die Annahme einer vorherrschenden Bescheidenheitstopik kann diese Hypothese jedoch nicht erklären, warum dann ausgegerechnet in besonders ›exemplarischen‹ Erzählungen teilweise dennoch verglichen wurde, etwa in den im vorherigen Kapitel betrachteten autobiographischen Schriften von Klerikern, Nonnen und Mönchen des 12. Jahrhunderts.<sup>55</sup> Worin besteht also der entscheidende Unterschied zu dem autobiographischen Schreiben in Haus- und Familienbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts?

### **Trotzdem ähnlich – Vergleichen zur Relativierung der Fremddifferenz**

Einen wichtigen Hinweis auf eine mögliche Antwort liefern einige wenige Fälle, in denen das Vergleichen auch in den Erzählungen der Haus- und Familienbücher an zentraler Stelle relevant wird. In diesen Fällen scheint der Vergleich nicht Differenz zu betonen, sondern ganz im Gegenteil vor allem dort aufzutauchen, wo Differenzen relativiert werden sollen. Anders als von Luhmann beschrieben, dient das Vergleichen an diesen Stellen zwar der Thematisierung, nicht aber der Hervorhebung, sondern vielmehr der Einhegung von Andersartigkeit und unterstützt die Generalisierbarkeit des eigenen Lebensberichts.

Ein gutes Beispiel hierfür sind die Aufzeichnungen von Tommaso di Carpegna (1570–1610), der ab 1586 Graf der kleinen, in den Marken gelegenen Besitzungen Gattara, Bascio, Miratoio und Scavolino war und seinen Nachkommen gleich drei verschiedene Bücher hinterließ.<sup>56</sup> Obwohl es sich bei ihm

54 Vgl. Ebd., S. 182: »Eine der wichtigsten Fragen ist: ob und ab wann und mit welchen semantischen Hilfen es dem Individuum erlaubt wird, zu betonen, daß es anders ist als alle anderen. In den Wertungsskalen der Tradition war dies nicht vorgesehen. [...] Man kann seine eigene Einzigartigkeit – oder auch nur: daß man anders ist als die anderen – nicht kommunizieren, denn allein dadurch schon würde man sich mit den anderen vergleichen.«

55 Siehe Kapitel III.

56 Alle Bücher werden hier nach einer kommentierten Quellenedition zitiert, die von einem Nachfahren Tommasos herausgegeben wurde: Tommaso di CARPEGNA FALCONIERI (Hg.): *Terra e memoria. I libri di famiglia dei conti di Carpegna-Scavolino (secoli XVI – XVII)* (Studi montefeltrani. Fonti 1), San Leo 2000.

um einen Adeligen handelte, ist seinen Aufzeichnungen der Einfluss Kaufmännischer Buchführung deutlich anzumerken<sup>57</sup> und angesichts der zahlreichen politischen und geschäftlichen Verbindungen und Abhängigkeiten der Familie gegenüber Zentren wie Florenz, Urbino und Rom auch nicht weiter verwunderlich.<sup>58</sup>

Am 21. Dezember 1594 begann Tommaso zeitgleich mit der Anlage von zwei zusammengehörigen Büchern. Das eine Buch führt in Listen den Besitz der Familie und die Regesten wichtiger Rechtsdokumente auf.<sup>59</sup> Das andre, wesentlich kürzere, aber umso aufschlussreichere Buch, enthält neben einem Stammbaum und den zwei Testamenten Tommasos vor allem ›Ratschläge der guten Regierung‹ (›Consigli di buon governo‹).<sup>60</sup> In ihnen gibt Tommaso am Beispiel seines eigenen Lebens Empfehlungen zum tugendhaften Verhalten und guten Wirtschaften, vor allem aber zum Umgang mit Vasallen und Dienstherren. Obwohl Tommaso zu diesem Zeitpunkt bereits drei Söhne hatte, richten sich diese Ratschläge jeweils nur an einen einzigen, aber unbenannten Sohn (›figliol mio‹).<sup>61</sup> Da jedoch nicht davon ausgegangen werden konnte, dass der erstgeborene Sohn auch überlebte, steht hinter derartigen Ansprachen in genealogischen Erzählungen nicht zwangsläufig die persönliche Beziehung zum erstgeborenen Sohn, sondern vielmehr die idealtypische Vorstellung eines männlichen Erben.

Tatsächlich ist das ganze Buch der Vorbereitung des eigenen Ablebens gewidmet. Tommaso selbst hatte bereits mit fünfzehn Jahren seinen eigenen Vater verloren und fortan mit den Konsequenzen seines ungeregelten und umstrittenen Erbantritts zu kämpfen gehabt.<sup>62</sup> Deshalb erklärte er bereits in

57 Besonders deutlich zeigt sich dieser Einfluss an Elementen wie der Bezeichnung der Bücher durch Buchstaben, neben den Einträgen eigens aufgeführte und summierte Geldbeträge und typischen einleitenden Formulierungen wie »Ricordo come«. Vgl. etwa ebd., S. 68 im »libro lettera T«.

58 Die kleine Grafschaft versuchte sich eine relative Unabhängigkeit zwischen dem Großherzogtum Toskana und dem Herzogtum Urbino zu bewahren. Tommaso di Carpegna war einer der wenigen Grafen, der tatsächlich in Gattara und Scavolino lebte, viele seiner Vor- und Nachfahren verbrachten den Großteil ihres Lebens in Florenz und Rom. Vgl. ebd., Introduzione, S. XXXI.

59 Ebd., S. 41.

60 Ebd., S. 2.

61 Ebd., S. 2.

62 Die schwierige Situation beim Erbantritt mit knapp 16 Jahren beklagt Tommaso an gleich mehreren Stellen. Zu den wesentlichen Problemen gehörten demnach ein anhaltender Streit mit seiner Stiefmutter und deren Sohn, Grenzstreitigkeiten mit den

der Vorrede, er mache die folgenden Ermahnungen für den Fall, dass er selbst nicht lange genug lebe, um seinem Sohn ähnliche Ratschläge ›mit lebendiger Stimme‹ (»con la voce viva«) zu geben. Obwohl er wisse, dass man gerade in Jugendjahren ungern derartige Erinnerungen höre, bitte er seinen Sohn, sie nicht zu vergeudern, immer wieder zu lesen und manches Mal zu überdenken (»non restare di leggerlo et considerarlo alcuna volta«).<sup>63</sup> Tommaso war mit dieser Motivation für die Anlage des Buches keineswegs allein, auch Giovanni Morelli hatte als Kind beide Eltern verloren und gab daher in seinen *Ricordi* neben der oben erwähnten genealogischen Erzählung nicht nur Ratschläge für den Fall seines eigenen verfrühten Ablebens, sondern ermahnte seinen Sohn gleichzeitig, seinerseits ähnliche Vorkehrungen für den eigenen Tod zu treffen.<sup>64</sup>

Doch die Art der Beschreibung bei Tommaso di Carpegna gibt zusätzlich eine Idee davon, wie sich der Verfasser die Nutzung des Buches vorstellte und damit einen wichtigen Hinweis auf die Konzeptualisierung der Lesepraktiken. Die Beschreibung des Buches als Ersatz für die eigene Stimme zeigt einerseits die große Autorität, die dem geschriebenen Wort beigemessen wurde, andererseits aber den anhaltend mündlichen Charakter der imaginierten Beziehung, in der das Werk nicht einfach als abgeschlossener Text gedacht

---

benachbarten, zu Florenz und Urbino gehörenden Herrschaften, Rechtsstreitigkeiten um das Erbe seiner leiblichen Mutter in Rom, vom Vater hinterlassene Schulden und marodierende Banditen. Vgl. ebd., S. 9of.

- 63 Ebd., S. 1: »Figiol mio. Ho giudicato debito del amore che ti devo portare et porto come patre, [...] di lassarti alcuni avvertimenti per conservazione del dominio de' tuoi castelli et governo de' tuoi vasalli, delle tue intrate et di te medesmo, acciò che, se non ha verò tanto di vita da vederti capace sì che ti possa con la voce viva dare simili avisi, tu veda questi scritti, ad honore et beneficio tuo; però che pericolosissimo è passare prudentemente l'ettà giovenile, et per che particolarmente in questa ettà malvolontieri si ascoltano i bon ricordi, o, udit, si sprezzano, non conoscendo che sieno profitevoli, anzi molto più si confida in quel che la caldezza del sangue et la velocità del ingegno allora ci detta; però ti prego caramente a non sprezzare quel pocho che vengo a dirti hora, et a non restare di leggerlo et considerarlo alcuna volta.«
- 64 Zunächst zählte er sieben Schäden (»danni«) auf, welche die Familie durch den frühen Tod seines eigenen Vaters im Jahr 1374 erlitten habe, gefolgt von einer Reihe von Vorkehrungen, die aus seiner Sicht zu ihrer Vermeidung zu treffen seien. Vgl. V. BRANCA (Hg.): Giovanni di Pagolo Morelli (Anm. 12), S. 205f.: »[...] e per non lasciare così ignudo e abbandonato lo isventurato pupillo, i' seguirò in sette piccioli capitoli quello riparo e consiglio che sopra a ciascuna in disparte mi pare, secondo il mio povero intelletto, da seguitare e tenere, volendo pigliare alcuna favilla di rimedio secondo che oggi dà a noi questa vita ispinosa e crudele.«

wurde, sondern die Stimme des verstorbenen Vaters darstellte, die vom lesenden Sohn verlangte, nicht einmal, sondern immer wieder »gehört« zu werden. Wieder erscheint die Aufforderung zum Lesen des Buches also nicht als eine Aufforderung zu einem beobachtenden Selbstvergleichen, sondern verlangt vielmehr eine Annahme und Verinnerlichung des Gesagten.

Aber anders als in den bisher betrachteten Fällen bleibt Tommaso in der Darstellung seines eigenen Verhältnisses zu Vor- und Nachfahr\*innen nicht bei einem bloßen »Einordnen« in ein einheitlich aufgebautes, genalogisches Gesamtbild, sondern markiert in der Gegenüberstellung deutliche Unterschiede, die erstaunlicherweise gerade seinen eigenen Vater als schlechtes Vorbild erscheinen lassen. So erklärt er in der Vorrede:

»Che l'esperientia insegnierà ancora a te quanto s'ingannino i giovani ne' lor discorsi, et habbi questa picchola faticha per segnio non piccolo del dessiderio che porto di lassarti in quel stato migliore che mi serà possibile. Et sì come io so in questa parte di havere avanzato mio patre, poi che mi lassò debiti gravissimi et molt'intrichi con mia matrignia et fratelli, che per non lassarne a te alcuna parte, con molta faticha et travagli, et per la Dio gratia con mia reputatione, ho supiti; così incarico a te, a debito di prudentia et d'onore, di lassare a'tuo descienti ala casa tua migliorata di condizione, acciò così salendo, possa onorare i presenti et noi altri passati.«<sup>65</sup>

*Möge dir die Erfahrung noch lehren, wie sehr sich die Jungen in ihren Reden täuschen, und nimm diese Anstrengung [hier: dieses Werk/meine Ratschläge] als kein geringes Zeichen für den in mir getragenen Wunsch, dich in dem besten Zustand zurückzulassen, der mir möglich ist. Und da ich weiß, dass ich in diesem Bereich meinen Vater übertreffe, da er mir schwerste Schulden und viele Konflikte mit meiner Stiefmutter und meinen Brüdern hinterließ, welche ich mit viel Mühe und Arbeit und durch die Gnade Gottes mit meiner Reputation dir nicht zu hinterlassen verstand; so beauftrage ich dich, der Umsicht und Ehre geschuldet, deinen Nachkommen dein Haus in verbessertem Zustand zu hinterlassen, damit es auf diese Weise die Gegenwärtigen und uns, die Vergangenen, ehren möge.*

Das Selbstverständnis Tommasos als Vorstand von Haushalt und Familie berührte also auf seinem Stolz, den eigenen Kindern eine bessere Situation zu hinterlassen, als sein eigener Vater ihm selbst hinterlassen hatte. An dieser Stelle kommt es zu einem der seltenen, wenn auch nicht voll ausformulierten

---

65 T.d. CARPEGNA FALCONIERI (Hg.): *Terra e memoria* (Anm. 56), S. 1f.

Selbstvergleiche mit einer markierten Differenz (ich übertreffe meinen Vater), der auch die Vergleichshinsicht klar benennt (die finanzielle und rechtliche Situation des Hauses im Moment des Todes). Dieses Hervorheben der eigenen Leistung wird allerdings sofort dadurch eingehemt, dass Tommaso das Bestreben, den Familienbesitz verbessert an die nächste Generation zu übergeben, zu einer allgemeinen Vorschrift erklärt, deren Befolgen nicht nur seiner eigenen Memoria, sondern dem Nachruhm aller verstorbenen Familienangehörigen diene.

In gleicher Weise leitet Tommaso auch im Folgenden aus den eigenen Erfahrungen stets allgemeine Imitationsaufforderungen ab, ohne dass der Selbstvergleich voll ausformuliert wird. Wie er selbst (»onnamamente«) sollte der Sohn den Einfluss der Florentiner Vikare gering halten,<sup>66</sup> seinem Beispiel folgen und in der gleichen Weise (»che tu seguiti questo istesso modo«) Kriminelle überlisten<sup>67</sup> sowie ihn darin imitieren (»ti prego ad inmitarmi«), sich des Verkehrs mit den Frauen seiner Vasallen zu enthalten.<sup>68</sup> Umso deutlicher betont er jedoch den Unterschied zwischen der Situation des Familienbesitzes bei seinem Erbantritt im Vergleich zu dem Zustand, wie er hätte sein können, wäre sein Vater zu Hause geblieben und nicht in den Krieg gezogen:

»Et sappi che l'esser stato mio patre venti anni et più in servitio de' principi di Toscana, mentre haveva i figli piccholi, senza riveder questi lochi, ne è avenuto che si sono perse molte famiglie de' vassalli, li castelli smantellati et ruinati, et l'intrate sciamate per metà, li poderi restati quasi inculti [...]. Con tutto ciò la verità è più di quanto scrivo, et so certissimo che se mio patre fusse stato qua una parte del anno,harebbe lassato il doppio più entrata, li castelli sariano in piedi, vi sarebbano coltivationi et fabbriche, dove io trovai ogni cosa a contrario. Guardati, figiol mio, di non mai lassarti persuadere da piaceri o altra cagione a lassare di riveder spesso i tuoi lochi qua, altrimenti ruineranno, te lo replicho, ruineranno.«<sup>69</sup>

- 
- 66 Ebd., S. 4: »Ho usato ancora non tenere vicarii del Stato di Firenze, et ho per bene che te ne astenghi onnamamente [...].«
- 67 Ebd., S. 5: »Io ho usato, in casi simili, mostrare di non saperli o di trascurarli, tanto che si sieno assicurati, et poi con trattagiemme, a man salva, fattoli far prigioni. Lodo che tu seguiti questo istesso modo [...].«
- 68 Ebd., S. 7f: »[...] sappi ch'io ho fatta particolare professione di non mesticarmi carnalmente con donne de' vassalli, et ancor per quello ho potuto, ho hauto cura che si astenessero da ciò gl'ufitiali et ogn'altro di mia famiglia. Ti esorto et ti prego ad inmitarmi in questo pensiero [...].«
- 69 Ebd., S. 10.

*Und wisse, dass der 20-jährige Dienst meines Vaters für die Fürsten der Toskana, während er kleine Kinder hatte, ohne diese Orte wiederzusehen, dazu geführt hat, dass viele Vasallenfamilien verlorengingen, die Burgen zerstört und zu Ruinen wurden, die Einnahmen halbiert wurden und der verbleibende Besitz fast ganz brach liegen blieb [...]. Bei alldem ist die Wahrheit mehr noch mehr [hier: noch schlimmer] als ich schreibe, und ich weiß mit größter Gewissheit, dass, wäre mein Vater einen Teil des Jahres hier gewesen, er das doppelte an Einnahmen hinterlassen hätte, die Burgen noch stünden, es Landwirtschaft und Handwerk gäbe, wo ich heute alles gegenteilig vorfinde. Siehe dich vor, mein Sohn, dich niemals durch Vergnügen oder einen anderen Grund davon abhalten zu lassen, häufig deine Besitzung hier wiederzusehen, andernfalls werden sie zu Ruinen, ich wiederhole, zu Ruinen.*

Der Vergleich zwischen einer tatsächlichen und einer hypothetischen Situation dient hier als Hintergrund für eine abschreckende Ermahnung. Ein direkter Selbstvergleich findet jedoch zunächst nicht statt. Die eigene Beziehung zum Vater wird erst in einem weiteren, etwas später verfassten Familienbuch wieder aufgegriffen, das mit dem 13. April 1596 datiert ist und eine Reihe kürzer genealogischer Erzählungen enthält. Sie stützen sich auf ältere Familienaufzeichnungen und beginnen mit Tommasos Urgroßvater.<sup>70</sup> Später erweiterte Tommaso sie um kurze Einträge zur Geburt und Taufe seiner eigenen Kinder.<sup>71</sup>

Anders als Giovanni Morelli ordnete Tommaso die Beschreibung seines eigenen Lebens jedoch nicht in die chronologische Abfolge der genealogischen Erzählung ein, sondern verfasste stattdessen erneut eine längere Vorrede, die sich dieses Mal nicht an einen einzigen Sohn, sondern seine Söhne<sup>72</sup> im Allgemeinen richtete. Hier kommt es zu einem überraschenden Wechsel seiner bisherigen Selbstdarstellung: Hatte er in den Ratschlägen zur ›guten Regierung‹ noch sich selbst als ideales Vorbild präsentiert, bezeichnete er in der Vorrede der genealogischen Erzählung seine eigenen Taten ausdrücklich als nicht imitationswürdig:

---

<sup>70</sup> Ebd., S. 93.

<sup>71</sup> Ebd., S. 101.

<sup>72</sup> Die Ansprache »Figlioli« könnte zwar auch mit ›Kinder‹ übersetzt werden, da sie jedoch im Kontext einer Schilderung männlicher Standesvorbilder steht, scheint die Übersetzung ›Söhne‹ in diesem Fall plausibler.

»Figlioli carissimi. Poi ch'io cognioscho di non vi poter lassare actioni da intimidarmi, nelle quali doveste sperare di onorare voi stessi et la casa nostra, ho voluto rapresentarvi quelle di mio padre et zii, sì per che da queste siate stimolati di dovere impiegarvi ad operare onoratamente, come per che desidero si vada seguitando di far così memoria de gl'altri descendent, che servirà ad ostentatione del antichità di casa, et a reputatione di quelli che si seranno mostrati di più valore.«<sup>73</sup>

*Geliebte Söhne! Da ich weiß, dass ich euch keine Taten hinterlasse, in welchen ihr mich imitieren und hoffen könntet, euch selbst und unser Haus zu ehren, wollte ich euch jene meines Vaters und meiner Onkel darstellen, sowohl damit ihr durch sie angezogen seid, euch immer darum bemühen zu müssen, ehrenhaft zu handeln, als auch weil ich wünsche, dass man auf diese Weise fortfahre der anderen Nachkommen zu gedenken, was der Zurschaustellung des Alters des Hauses und der Reputation derjenigen dienen wird, welche sich von größerem Wert gezeigt haben werden.*

Obwohl er sich also zwei Jahre zuvor noch dafür gerühmt hatte, durch eine Verwaltung des Familienbesitzes den eigenen Vater übertroffen zu haben, und obwohl dieser ihm das Familienerbe in einem desaströsen Zustand hinterlassen hatte, erklärt Tommaso ihn in diesem späteren Buch also trotzdem zu dem besseren Vorbild für das Leben seiner Nachkommen. Der Grund für diesen scheinbaren Widerspruch liegt jedoch nicht in einem Sinneswandel, sondern darin, dass es Tommaso in diesem genealogischen Werk weniger um gutes Regieren und Wirtschaften als vielmehr um sein adeliges Standesideal ging, demzufolge Ruhm und ritterliche Ehre auf dem Schlachtfeld bewiesen werden müssten. Tommaso selbst hatte dazu allerdings aufgrund der zahlreichen zu regelnden Probleme bei Erbantritt seiner Ansicht nach nicht die Möglichkeit gehabt, was er direkt in der Vorrede mit einer erneuten Aufzählung aller Hindernisse eindrücklich zu belegen versuchte.<sup>74</sup> Das wesentliche Problem am frühen Tod des eigenen Vaters war aus seiner Sicht also nicht der prekäre Zustand des Familienbesitzes an sich, sondern vielmehr, dass diese Lage dazu geführt hatte, dass er, Tommaso, nicht wie der Vater und alle Vorfahren in den Krieg ziehen konnte.

Diese Differenz zwischen dem eigenen Leben und des im Vorbild des Vaters und der übrigen männlichen Vorfahren verkörperten Standesideals

---

73 T.d. CARPEGNA FALCONIERI (Hg.): *Terra e memoria* (Anm. 56), S. 89.

74 Ebd., S. 9of.

ist der Grund für die an dieser Stelle verwendeten, ansonsten eher seltenen Selbstvergleiche, die letztendlich darauf abzielen, diesen Unterschied nicht nur zu begründen, sondern aufzulösen oder zumindest zu relativieren. So betont Tommaso, dass er nicht aus fehlendem Willen (»difetto di volontà«) darauf verzichtet habe, wie alle vorangegangenen Herren (»secondo hanno fatto tutti i signiori passati«) Ehre und Reputation in der Fremde zu suchen, sondern nur aufgrund der zahlreichen Hindernisse. Dem Wesen, *seiner Natur nach*, sei er aber trotzdem zum Waffendienst geneigt und geeignet gewesen (»essendomi sentito per natura inclinatissimo al arme«).<sup>75</sup> Gegen seine ritterliche Natur zu handeln war für Tommaso jedoch mehr als ein bloßer Zwang der Umstände. Schließlich ermöglichte sein Verzicht, dass seine Söhne und übrigen Nachkommen *ihrer Natur* wieder folgen könnten:

»[...] se havessi seguitato la mia inclinatione d'impiegarmi al arme, et non preso una buona cura di allegerir la casa da tante gravezze, si può credere che haria ricevuto notabil danno nelle facultà et nella giureditione. Questo sia detto senza iattanza alcuna, ma solo per escusarmi appo voi altri miei figlioli, et gl'altri descendentì, se non ho cercato quella reputatione et onore, fuora, che hanno fatto i signiori passati, et si come m'ingegnerò lassare a voi altri indirizzo da poter ciò fare, così dessidero et vi prego a farlo et per voi et per me.«<sup>76</sup>

[...] wenn ich meiner Neigung gefolgt wäre, mich dem Waffendienst zu widmen und nicht gute Sorge dafür getragen hätte, das Haus um so viele Lasten zu erleichtern, so kann man glauben, dass es großen Schaden sowohl in den Befugnissen als auch der Rechtsprechung genommen hätte. Dies sei ohne jede Überheblichkeit gesagt, sondern nur um mich vor euch, meinen Söhnen und den anderen Nachkommen zu entschuldigen, da ich nicht diese Reputation und Ehre in der Fremde gesucht habe, was die vergangenen Herren taten und da ich mich bemühte, euch anderen die Gelegenheit zu hinterlassen, dies zu tun, so wünsche und bitte ich euch, es sowohl für euch als auch für mich zu tun.

Für die eigene Selbstverortung ist diese mehrschichtige Argumentation essentiell: Sie erlaubt Tommaso trotz seines standesungemäßen Lebens sich

---

75 Ebd., S. 89f.: »Hor non voglio lassare di dire, che se io non mi sono impiegato a cercar fuora onore et reputatione, secondo hanno fatto tutti i signiori passati, non è già stato per difetto di volontà, essendomi sentito per natura inclinatissimo al arme [...].«

76 Ebd., S. 91.

dem Wesen nach in die Reihe seiner männlichen Vorfahren einzuordnen und trotzdem – zumindest in gewissen Bereichen – als Vorbild gelten zu dürfen – ja womöglich durch sein besonderes Opfer, nämlich zum Wohle der Familie ein ›widernaturliches‹ Leben gewählt zu haben, insgeheim gar als besonders tugendhaftes Beispiel zu gelten.

Dass seine eigenen Nachkommen unter den richtigen (von ihm geschaffenen) Bedingungen zu guten Rittern und ruhmreichen Kriegern werden würden, steht dabei für ihn außer Frage, weshalb er im oben zitierten Beginn seiner Vorrede auch ganz selbstverständlich im abgeschlossenen Futur von seinen Nachkommen als denjenigen spricht, ›welche sich von größerem Wert gezeigt haben werden‹ (›quelli che si seranno mostrati di più valore«).<sup>77</sup> Auch in diesem angedeuteten Selbstvergleich ist wieder kein tatsächlicher Wesensunterschied zwischen ihm und den Nachkommen angesprochen, sondern nur der Unterschied zwischen den Möglichkeiten, diesen Wert durch Taten zu beweisen. Hier zeigt sich ein wichtiger Unterschied zu der im Eingangskapitel besprochenen Thematisierung der Vater-Sohn-Abfolge in *Dichtung und Wahrheit*, in welcher Goethe die Differenz zwischen dem eigenen Leben und dem seines Vaters nicht nur auf die Umstände, sondern auch auf eine Verschiedenheit der natürlichen Anlagen zurückführt.<sup>78</sup>

Die Ähnlichkeit zwischen Tommasos eigener ›Natur‹ und der seiner imaginierten Nachkommen ist hingegen so weitreichend, dass er sie sogar bitten kann, in seinem Namen zu handeln (›vi prego a farlo et per voi et per me«)<sup>79</sup> und somit gewissermaßen stellvertretend seinen Verzicht ausgleichen, indem sie eben genau jenes Leben führen, das er unter anderen Umständen selbst geführt hätte. Hinter diesem Ausdruck scheint somit die Vorstellung zu stehen, dass die allein dem Schicksal geschuldete Differenz zwischen den eigenen Taten und denen seiner Vorfahren auch nach seinem Tod noch aufgelöst werden könne. Die Gefahr des Ausschlusses aus dem Kreis imitatiorwürdiger Vorfahren wird so gebannt und seine individuelle Leistung bei der Ausfüllung seiner gesellschaftlichen Position gleich auf mehrfache Weise verteidigt. Die für die inklusive Selbstverortung potenziell gefährliche Differenz oder besser noch ›Unähnlichkeit‹ zwischen seinem eigenen Verhalten und dem seiner Vorfahren jedoch in dieser Weise zu relativieren und umzudeuten, erfordert wiederholtes Vergleichen, welches durch die Verschiebung

77 Ebd., S. 89.

78 Siehe Kapitel I, S. 39f.

79 T.d. CARPEGNA FALCONIERI (Hg.): *Terra e memoria* (Anm. 56), S. 91.

der Vergleichshinsichten Ordnung schafft: Dem Verhalten nach sei er zwar ungleich, dem Wesen nach aber gleich.

Wie bereits die Auseinandersetzung mit Texten des 12. Jahrhunderts gezeigt hat,<sup>80</sup> spielt zeitlicher Abstand in den vormodernen Selbstvergleichen keine entscheidende Rolle. Das Selbstverständnis, demzufolge der eigene Lebensbericht sowohl für jedweden überlebenden Sohn als auch für alle zukünftigen männlichen Nachkommen im selben Maße relevant sei, verweist auf eine Wahrnehmung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, in der das Vergehen von Zeit allein keine wesentliche Veränderung mit sich bringt.<sup>81</sup> Aus Forschungssicht ermöglichen natürlich gerade die über mehrere Generationen hinweg geführten Haus- und Familienbücher, nicht nur zahlreiche Kontinuitätsbrüche und Krisen, sondern gerade auch den kontinuierlichen Wandel von Schrift- und Ausdrucksformen zu beobachten. Die Schreibenden selbst machten diesen Wandel jedoch gerade nicht zum Thema, im Gegenteil dienten die Aufzeichnungen vielmehr der Repräsentation einer überzeitlichen genealogischen Kontinuität.<sup>82</sup>

Wie zumindest die hier analysierten Beispiele zeigen, stützte sich diese Kontinuitätserzählung ganz wesentlich auf die Idealvorstellung einer männlichen Erbfolge. Das bedeutet jedoch nicht, dass Frauen an den Schreibpraktiken und ihrer Vermittlung keinen Anteil gehabt hätten. So zeigt sich etwa am Beispiel der Florentiner Familie Morelli, dass Matteo Morelli (1510–1571) seine ersten Einträge in Büchern hinterließ, die zwar dem Besitz nach seinem Vater oder Großvater zugeordnet waren, tatsächlich jedoch unter anderem auch von seiner Mutter Cornelia Buondelmonti geführt wurden.<sup>83</sup> In vielen Fällen endete die Arbeit an einem bestimmten Familienbuch zudem nicht mit dem Tod des ursprünglichen Besitzers, sondern wurde von späteren Generationen fortgesetzt und stetig neuen Nutzungsbedürfnissen angepasst. So finden sich

<sup>80</sup> Siehe Kapitel III, S. 129.

<sup>81</sup> Vgl. dazu Reinhart Koselecks These, dass sich das *Ancien Régime* der Historizität im Sinne einer *Historia Magistra Vitae* dadurch auszeichnete, die Geschichte als eine Ansammlung von Exemplen zu denken. Reinhart KOSELECK, Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a.M. 1979, S. 38ff.

<sup>82</sup> Zu Haus- und Familienbüchern als Mittel zur Stiftung generationenübergreifender Kontinuität im Angesicht konfessioneller Umbrüche vgl. Christian KUHN, Generation als Grundbegriff einer historischen Geschichtskultur. Die Nürnberger *Tucher* im langen 16. Jahrhundert (Formen der Erinnerung 45), Göttingen 2010, S. 49of.

<sup>83</sup> Vgl. beispielhaft den Wechsel unterschiedlicher Hände in dem *Giornale di spese di chasa* aus den Jahren 1527 bis 1529. ASF, CPA (Anm. 20), Nr. 76/II.

im oben erwähnten Buch von Jaume Johan Coll aus Pineda zahlreiche spätere Anmerkungen seines Sohnes Jaume Joseph, der nicht nur neue Einträge hinzufügte, sondern auch die bereits bestehenden Einträge seines Vaters durch Marginalien und Nachträge ergänzte und somit neu strukturierte.<sup>84</sup>

Nur selten werden der Wechsel der Hände oder der zeitliche Abstand zwischen Eintrag und Nachtrag kommentiert – die Schreibpraktiken spiegeln so mit in gewisser Weise die Zeitlichkeit auf narrativer Ebene. Alle Personen in der genealogischen Erzählung – vergangene, zukünftige und gegenwärtige – können gleichermaßen Teil der Selbstverortung werden und lassen sich – wie die verschiedenen Hände innerhalb des Buches – bei Bedarf ergänzen und in eine neue Reihenfolge bringen. Der Vater ist in der genealogischen Erzählung zwar das naheliegendste Vorbild und eine lange Abstammungslinie ein wichtiger Ausweis für das Prestige der eigenen Familie, anders als in der im vorangegangenen Kapitel besprochenen klösterlichen Meister-Schüler-Beziehung besteht aber keine feste (zur göttlichen Offenbarung zurückführende) Imitationsreihe.<sup>85</sup> Es gilt daher umso mehr, sich innerhalb des großen genealogischen Gesamtbildes aller Familienangehörigen auf eigene Weise als besonders imitationswürdiges Beispiel zu beschreiben.

Teil des ›Autobiographischen‹ sind daher wiederum nicht nur die Abschnitte, die konkret die eigene Lebensgeschichte behandeln, sondern auch das für die Wirkung dieser Elemente neu angepasste Gesamtgefüge. Gerade die kontinuierliche Neuordnung bereits bestehender Texte durch die folgenden Generationen in den Haus- und Familienbüchern zeigt hier wieder, dass ›Inklusionsindividualität‹ sich nicht einfach darin erschöpft, bereits bestehende Versatzstücke der genealogischen Erzählung einfach nur ›vorbildhaft‹ zu reproduzieren, sondern vielmehr sie entlang eines eigenen Erzählstranges so anzurondern und neu zu interpretieren, dass sie den (gelungenen) Weg der eigenen gesellschaftlichen Inklusion besonders betonen. Ähnlichkeit als Ziel der eigenen Selbstbeschreibung ist also im Resultat nicht gleichbedeutend mit unpersönlicher, ›exemplarischer‹ Austauschbarkeit.

Selbstvergleiche müssen in den hier betrachteten Texten dafür aber nur in den wenigsten Fällen ausformuliert werden, da zwischen den Mitgliedern

<sup>84</sup> Vgl. beispielhaft AHFF (Anm. 39), f. 28v. Eine zweite Hand hat hier Marginalien und einen längeren Nachtrag hinzugefügt. Die Autorenschaft von Jaume Joseph lässt sich nur indirekt daran ablesen, dass er in dem mit ›nota‹ gekennzeichneten Nachtrag March Coll, den Vater von Jaume Johan, als seinen Großvater bezeichnet (›mon avis‹).

<sup>85</sup> Siehe Kapitel III, S. 137.

derselben Familie eine besonders offensichtliche Ähnlichkeit besteht. Oder, um es mit den von Foucault beschriebenen vier Arten der Ähnlichkeit zu sagen: Obwohl in dem durch das Spiel von Sympathie und Antipathie gebildeten Raum des vormodernen Denkens zwar alle Dinge einander ähnlich und alle Arten der Ähnlichkeit miteinander verkettet sind,<sup>86</sup> erfordert die Bezeichnung einer konkreten Ähnlichkeit innerhalb dieses Raums unterschiedliche Signaturen.<sup>87</sup> Während eine Ähnlichkeit, die beispielsweise nach dem Prinzip der *aemulatio* (Ähnlichkeit entfernter Dinge, ortlose Nachbarschaft)<sup>88</sup> funktioniert, erst aus der unendlichen Vielzahl der existierenden Spiegelungen ausgewählt werden muss – etwa indem auf sie sprachlich durch eine *analogia* verwiesen wird<sup>89</sup> – ist die *convenientia* (Ähnlichkeit benachbarter Dinge) enger durch den Raum begrenzt und daher bereits wahrzunehmen, wenn zwei Dinge direkt hintereinanderstehen.<sup>90</sup>

Im Vergleich zu einem im vorangegangen Kapitel von Lena Gumpert verhandelten Beispiel aus dem 12. Jahrhundert hieße das: Auch wenn der große zeitliche Abstand im Selbstvergleich des Mönches Abaelard mit dem antiken Gelehrten Origenes<sup>91</sup> kein Hindernis für die Darstellung von Ähnlichkeit bedeutete, so war diese Ähnlichkeit unter der Vielzahl möglicher Paarungen trotzdem nicht genauso selbstevident und frei von zu verhandelnden Differenzen wie die durch persönliche, verwandtschaftliche und räumliche Nachbarschaft ohnehin als selbstverständlich aufgefasste Ähnlichkeit zwischen Vater und Sohn, die außerdem nicht einem gelehrten Publikum, sondern meist nur einem familieninternen Adressat\*innenkreis

---

86 M. FOUCAULT: Die Ordnung der Dinge (Anm. 34), S. 55: »Die Souveränität des Paares Sympathie – Antipathie, die Bewegung und die Verbreitung, die es vorschreibt, geben allen Formen der Ähnlichkeit Raum.«

87 Ebd., S. 56ff.

88 Ebd., S. 49: »In der *aemulatio* gibt es etwas wie den Reflex oder den Spiegel; in ihr antworten die in der Welt verstreuten Dinge aufeinander.«

89 Ebd., S. 59: »Die *aemulatio* kann man an der Analogie erkennen: die Augen sind Sterne, weil sie das Licht auf den Gesichtern wie Sterne in der Dunkelheit verbreiten und weil die Blinden in der Welt das sind, was die Klarsichtigsten in dunkler Nacht sind.«

90 Ebd., S. 47: »Diese Ähnlichkeit ist eine doppelte, sobald man versucht, sie herauszuschälen: Ähnlichkeit des Ortes, des Platzes, an den die Natur zwei Dinge gestellt hat, folglich Ähnlichkeit der Eigenheiten; denn in diesem natürlichen Behältnis, der Welt, ist die Nachbarschaft keine äußerliche Beziehung zwischen den Dingen, sondern Zeichen einer zumindest dunklen Verwandtschaft.«

91 Siehe Kapitel III, S. 130f.

mitgeteilt wurde. Dementsprechend wäre die Selbstverortung in den betrachteten Selbstzeugnissen des 12. Jahrhunderts stärker auf das Vergleichen angewiesen, um Relationen überhaupt erst zu evozieren, als die meist im festen Rahmen genealogischer Erzählungen verlaufende Selbstverortung in Haus- und Familienbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts.

Trotzdem kann dem Selbstvergleichen auch in Haus- und Familienbüchern eine ordnende Funktion zukommen, und zwar vor allem dann, wenn die selbstverständliche Ähnlichkeit des eigenen Lebens zu dem der verehrten Vorbilder durch eine schwer zu ignorierende Differenz gefährdet zu sein scheint. Erst dann erfordert das Widerlegen dieser Differenz, unterschiedliche Ebenen in der eigenen Selbstrelationierung vergleichend zu unterscheiden. Beiden untersuchten Textformen ist also gemein, dass Praktiken des (Selbst-)Vergleichens vor allem dann auftreten, wenn es um die Verhandlung von möglichen Differenzen geht. Wie oft Differenzen auftreten und wie sie verhandelt werden ist jedoch je nach Fall verschieden, da sich die ihnen hauptsächlich zugrundeliegenden Ähnlichkeitsannahmen unterscheiden. Während Vergleiche in den Haus- und Familienbüchern eher der Relativierung und Negierung von Differenzen dienen, erlaubt die anders gelagerte Ähnlichkeitsbeziehung zwischen den Vergleichsobjekten in den autobiographischen Texten der Kleriker, Nonnen und Mönche des 12. Jahrhunderts teilweise sogar, die im Selbstvergleich verhandelte Differenz für die Betonung der eigenen (größeren) Gottesnähe zu nutzen. Möglich wird dies durch die den Vergleichen mit heiligen Personen zugrundeliegende Ähnlichkeitsannahme der *aemulatio*, die im Gegensatz zur Annahme der *convenientia* mehr Spielraum für Hierarchisierungen lässt.<sup>92</sup>

Auf Grundlage dieser Schlussfolgerungen und unter der Prämissse, dass das Vergleichen in der Vormoderne durch das vorherrschende Denken in Ähnlichkeiten bestimmt wurde, lassen sich nun auch begründete Vermutungen darüber anstellen, wie einige jener Praktiken des Selbstvergleichens strukturiert waren, die zwar nicht direkt im Text abgebildet werden, aber dennoch

---

92 M. FOUCAULT: Die Ordnung der Dinge (Ann.34), S. 49: »Dennoch läßt die *aemulatio* die beiden reflektierten Gestalten, die sie einander gegenüberstellt, nicht untätig. Es kommt vor, daß die eine schwächer ist und den starken Einfluß derjenigen aufnimmt, die sich in ihrem passiven Spiegel reflektiert.« Hingegen beschreibt Foucault die *convenientia* als »zur Ordnung der Konjunktion und der Anpassung« gehörig, die der Assimilierung diene und »Extreme in Distanz« halte. Ebd., S. 47f.

plausibel sind. Vom Imitieren war bis jetzt nur im Sinne einer ›Vergleichsaufforderung‹ die Rede. Doch war diese Praxis überhaupt so konzipiert? Oder anders gesagt: Welche Art des Selbstvergleichens erwartete Tommaso di Carpegna von seinen Nachkommen, wenn er sie wiederholt dazu aufrief, ihn oder andere Vorfahren zu imitieren? Jörg Sonntag und Gerald Schwedler definierten das Imitieren im Mittelalter als facettenreiche Praxis, die von »einem (in der Immanenz verbleibenden) bloßen Nachahmen bis hin zu einem wirklichen (in die Transzendenz ausgreifenden) Verheilungsakt« reichen konnte.<sup>93</sup> In letzterem Fall sei es sogar vorgekommen, dass die Imitation sich gewissermaßen selbst aufhob und der\*die Imitierende zur Verkörperung der imitierten Person selbst wurde.<sup>94</sup>

Eine derartige Tiefenwirkung des Imitierens, die zumindest konzeptiell Identität und die vollkommene Auflösung der Unterschiede zum Ziel hatte, entspricht vermutlich nicht der Vorstellung Tommasos, da er lediglich die Nachahmung bestimmter Handlungen einforderte. Diese Handlungen wurden zwar als Ausdruck eines bestimmten Wesens verstanden, konnten dieses Wesen selbst aber nicht verändern. Schließlich sah sich Tommaso als Krieger, obwohl er im Leben nicht die Möglichkeit gehabt hatte, das ritterliche Verhalten seiner Vorfahren zu imitieren. Trotz dieser Einschränkung war das Imitieren bestimmter Handlungen für ihn so bedeutend, dass er es von den eigenen Söhnen einforderte. Welchen Wert also hatte das Imitieren, wenn es nicht dazu diente, eine weitreichende Veränderung herbeizuführen und so zu werden wie das Vorbild?

Auch hier hilft die Einsicht, dass aus Sicht von Tommaso di Carpegna ohnehin kein wesentlicher Unterschied zwischen ihm und seinen Verwandten bestand, der hätte ausgeglichen werden müssen. Ähnlichkeit war nicht das Ziel, sondern die Prämissen des Imitierens. Somit ist das von Tommaso geforderte Imitieren gar nicht als ›Praxis des Angleichens‹ konzipiert. Ähnlichkeit musste nicht erst ‚hergestellt‘, sondern vielmehr ‚aufgedeckt‘ und ‚gezeigt‘ werden. In diesem Sinne meint Imitieren also nicht ›sich gleich machen‹, sondern die Wesensähnlichkeit mit den Vorfahren sowohl in der Lektüre des autobiographischen Textes als auch in der Nachahmung der Handlung selbst zu

---

93 Gerald SCHWEDLER/Jörg SONNTAG: Imitieren. Mechanismen eines kulturellen Prinzips im europäischen Mittelalter. Eine Einführung, in: Andreas BÜTTNER et al. (Hg.), Nachahmen im Mittelalter. Dimensionen – Mechanismen – Funktionen (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 82), Köln/Weimar/Wien 2018, S. 10.

94 Ebd., S. 10.

erkennen und als Bestätigung und Beschreibung des eigenen Wesens anzunehmen. Rein theoretisch wäre diese Schlussfolgerung natürlich ein Ähnlichkeitsurteil, das auf dem Vergleich von zwei Objekten beruht.<sup>95</sup> Da das Ergebnis dieses Vergleiches – die Wesensähnlichkeit unter gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen Familienmitgliedern – jedoch für Tommaso bereits im Voraus feststand, bestand für ihn keine Notwendigkeit, seine Imitationsaufforderung als eine Aufforderung zum Selbstvergleichen zu formulieren. Oder anders gesagt: Unabhängig von den tatsächlichen bewussten Vorgängen muss die Vorstellung jemanden nachzuahmen, konzeptionell nicht immer mit der Vorstellung eines Selbstvergleichens verbunden gewesen sein.

Die Suche nach Ähnlichkeiten zwischen dem eigenen Leben und dem dargestellten kann natürlich auch eine wichtige Motivation für die Lektüre moderner Autobiographien sein. Allerdings stellt sich hier die Frage, ob diese Ähnlichkeitssuche nicht schon aufgrund der veränderten gesellschaftlichen Differenzierung in der Moderne häufiger konzeptionell mit Praktiken des Vergleichens verbunden ist oder zumindest das Vergleichen selbst häufiger zum Thema macht. Die Haus- und Familienbücher richteten sich nur an eine kleine Leser\*innenschaft, von der sie bereits größtmögliche Ähnlichkeit annahmen. Angehörige eines anderen Standes hätten bei der Lektüre von Tommasos Lebensbericht vermutlich keinen Vorteil darin gesehen, Ähnlichkeiten mit ihrem Verfasser zu suchen. Mit dem Zurücktreten der Stratifikation als primäre gesellschaftliche Differenzierungsart müssten Standesgrenzen jedoch auch seltener strukturelle Grenzen des Vergleichens darstellen. Sollte es also zutreffen, dass moderne Autobiographien häufiger zu Selbstvergleichen anregen, dann möglicherweise nicht nur deshalb, weil sie sich meist an eine größere Leser\*innenschaft richten, sondern auch, weil Leser\*innen bei ihrer Lektüre nun auch unabhängig von ihrer eigenen gesellschaftlichen Position und ihrer persönlichen Nähe zur dargestellten Person ein Interesse daran haben könnten, sich selbst mit dieser Person ins Verhältnis zu setzen.<sup>96</sup>

---

95 Zu Ähnlichkeitsurteilen vgl. Johannes ENDRES: *Unähnliche Ähnlichkeit. Zu Analogie, Metapher und Verwandtschaft*, in: Martin GAIER/Jeanette KOHL/Alberto SAVIELLO (Hg.), *Similitudo. Konzepte der Ähnlichkeit in Mittelalter und Früher Neuzeit*, München 2012, S. 29–58, hier S. 31f.

96 Erst unter diesen Bedingungen konnten dann im 19. Jahrhundert auch Werke wie Goethes *Dichtung und Wahrheit* zu ›nationalen‹ Vorbildern avancieren. Siehe dazu Kapitel V, S. 217.

## Trotzdem unverändert – Vergleichen zur Relativierung der Selbstdifferenz

Autobiographische Texte stellen nicht nur Relationen zwischen dem Selbst und Anderen her, sondern sind auch eine selbstreflexive Rückschau auf das eigene Leben. Dieser Umstand führt wiederum zu einer besonderen Form des Selbstvergleichens: dem Vergleich zwischen dem gegenwärtigen und vergangenen Formen des eigenen Selbst. Die oben beschriebene Prämissen der grundsätzlichen Ähnlichkeit benachbarter Dinge müsste allerdings auch Auswirkungen darauf gehabt haben, wie sich das Selbst mit sich selbst verglich.

Besonders deutlich lässt sich dies an einem weiteren Beispiel aus dem 16. Jahrhundert beobachten, dem *Libro de la vida y costumbres* des andalusischen Hidalgos Alonso Enríquez de Guzmán (1499-1547?).<sup>97</sup> Anders als Tommaso di Carpegna richtete sich der Lebensbericht des kinderlosen Guzmán jedoch nicht an die eigenen Nachkommen, sondern an einen kleinen Kreis adeliger Gönner\*innen, denen er Abschriften des Manuskriptes zukommen ließ.<sup>98</sup> Dieser für ein höfisches Publikum geschriebene Verdienstbericht orientiert sich zwar stellenweise an literarischen Vorbildern wie den *Epístolas familiares* von Antonio de Guevara,<sup>99</sup> dennoch beobachtete bereits Rainer Goetz in seiner Studie zur spanischen Autobiographie des *Siglo de Oro* mehr Ähnlichkeiten mit einer mittelalterlichen Chronik.<sup>100</sup> Das Werk gleiche einem »sixteenth century scrapbook« und werde nur lose durch die autobiographische Le-

97 Hayward KENISTON (Hg.): Alonso Enríquez de Guzmán, *Libro de la vida y costumbres* (Biblioteca de Autores Españoles CXVI), Madrid 1960. Die kritische Edition von Hayward Keniston bezieht beide noch existierenden Manuskripte in der Biblioteca Nacional de Madrid, Ms. 2099 und der Biblioteca Nazionale di Napoli, I. F. 47 mit ein und ist daher älteren Editionen vorzuziehen.

98 Neben seinem eigenen Manuskript lässt sich aus den Angaben Guzmáns selbst auf die Existenz von mindestens vier Abschriften schließen, die er der Herzogin von Alba María Enríquez de Toledo y Guzmán, dem Sohn des Vizekönigs von Neapel García de Toledo Osorio, dem Grafen von Salinas Diego Sarmiento und dem Kronprinzen und späteren König Felipe II. widmete. Vgl. H. KENISTON (Hg.): Alonso Enríquez de Guzmán: *Libro de la vida y costumbres Guzmán* (Anm. 97), S. 293.

99 Vgl. Augustín REDONDO: Une source du »Libro de la vida y costumbres de don Alonso Enríquez de Guzmán«: les »Epístolas familiares« d'Antonio de Guevara, in: Bulletin Hispanique 71 (1969), S. 174-190.

100 Rainer GOETZ: Spanish Golden Age. Autobiography in Its Context (Romance Languages and Literature 203), New York u.a. 1994, S. 119.

bensgeschichte des Autors zusammengehalten.<sup>101</sup> Tatsächlich handelt es sich um eine kontinuierlich erweiterte Sammlung vielfältiger Textformen, darunter Dialoge, Briefkopien und Gedichte, die Guzmán nachträglich mit kurzen erzählenden Passagen verband und kommentierte. Damit ist das *Libro de la vida y costumbres* stilistisch ähnlich heterogen wie die Haus- und Familienbücher und war wie diese nur für eine sehr kleine Leser\*innenschaft bestimmt.

Direkt zu Beginn seines Buches schildert Guzmán das aus seiner Sicht bestimmende Dilemma seines eigenen Lebens, welches er kontinuierlich beklagt und damit zugleich idealisiert.<sup>102</sup> So sei er vaterlos, arm an Besitz, doch reich an Abstammung gewesen (»syn padre y pobre de hacienda y rico de linaje«).<sup>103</sup> Diese Abstammung führte er über mehrere Generationen auf die Königshäuser von Kastilien und Portugal zurück.<sup>104</sup> Er verschwieg jedoch in diesem Zusammenhang, dass die von ihm beschriebene Abstammungslinie über mehrere, unehelich geborene Personen führte.<sup>105</sup> Trotzdem zog er 1518 mit gerade einmal 18 Jahren an den Hof von Kaiser Karl V. und forderte dort mit Verweis auf seine Abstammung verschiedene Privilegien ein, die ihm zu-

<sup>101</sup> Ebd., S. 107. Zu einem ähnlichen Schluss kam auch Elide PITTARELLO: *El nuevo mundo en el discurso nuevo del libro de la vida y costumbres de don Alonso Enríquez de Guzmán*, in: *Edad de oro* 10 (1991), S. 155-166, hier S. 163: »[...] la historia, en lugar de desarollarse cronológicamente, se cristaliza en distintas versiones autógrafas del mismo período americano, transformando el libro de la vida en una especie de archivo personal.«

<sup>102</sup> Dass Guzmán so offen über sein mehrfaches Scheitern sprach, lässt sich mit der Notwendigkeit seiner Position erklären, sich Privilegien bei Hof durch besondere Dienste für die Krone verdienen zu müssen. Auch wenn das *Libro* anders als die *Relaciones de méritos y servicios* nicht auf die Verleihung eines bestimmten Privilegs zielte, so war es doch mit der Hoffnung auf Anerkennung in einem kleinen Kreis mächtiger Gönner verfasst und darauf bedacht, die Bedeutung der dargestellten Verdienste durch eine besondere Betonung der überstandenen Gefahren und erlittenen Ungerechtigkeiten zu vergrößern. Vgl. dazu Robert FOLGER: *Writing as poaching. Interpellation and Self-Fashioning in Colonial relaciones de méritos y servicios (The Medieval and Early Modern Iberian World* 44), Leiden/Boston 2011, S. 6.

<sup>103</sup> H. KENISTON (Hg.): *Alonso Enríquez de Guzmán: Libro de la vida y costumbres Guzmán* (Anm. 97), S. 7.

<sup>104</sup> Ebd., S. 215. So war er laut seiner eigenen Darstellung, die er an dieser Stelle unter anderem durch die Kopie eines Bestätigungsbriefes zu belegen suchte, in direkter Manneslinie Nachfahre von König Enrique II. von Kastilien sowie über dessen Schwieger-tochter Isabel auch mit Ferdinand I. von Portugal verwandt.

<sup>105</sup> Ebd., S. VII.

nächst allesamt verwehrt wurden.<sup>106</sup> Zwar gelang es ihm schließlich, durch seine Beteiligung an Kriegszügen in der Gunst bei Hof zu steigen und bestimmte Pfründe und Titel zu erhalten,<sup>107</sup> allerdings verlor er seine erreichte Stellung gleich zwei Mal wieder (1522 und 1529), nachdem er wegen verbreiter Duelle beim König in Ungnade gefallen war.<sup>108</sup>

Eine langjährige Fehde mit Familien in Sevilla führte schließlich zu seiner Verbannung aus der Stadt<sup>109</sup> und veranlassten ihn dazu, sich trotz eines ausdrücklichen Verbots 1534 nach Peru einzuschiffen, wo er vier Jahre lang versuchte, einen Teil der Eroberungsbeute zu erlangen, indem er in den Kämpfen zwischen den verfeindeten Konquistadoren gleich mehrfach die Seite wechselte. Seine Mitstreiter verachtete er aufgrund ihres Standes, ihres Verhaltens und ihrer fehlenden Bildung. Diese einfachen *escuderos* würden zwar von sich behaupten, zu Familien wie den »Guzmanes« zu gehören, in Wirklichkeit aber keine Verwandtschaft kennen (»no conoscen ningund pariente«).<sup>110</sup> Wieder reicht hier zunächst das Nennen von Kategorien zur Markierung von Standesunterschieden. Wie bereits Gastañaga Ponce de León feststellte, versuchte Guzmán im Wesentlichen, seine Zugehörigkeit zu den »nobles und cortesanos« am Hof von Karl V. zu belegen und mit Hilfe seiner Berichte dort auch in Abwesenheit präsent zu bleiben.<sup>111</sup>

Die ständige Diskrepanz zwischen dem Leben, das ihm seiner Meinung nach »von Natur aus« zugestanden hätte, und seiner tatsächlichen Lebensführung reflektierte Guzmán ähnlich wie Tommaso di Carpegna an mehreren Stellen unter Zuhilfenahme von Selbstvergleichen. Anders als Letzterer interessierte sich Guzmán jedoch weniger für das Verhältnis zu seinen eigenen Vorfahr\*innen, sondern widmete sich stattdessen stärker den konkreten Problemen, die seine angestrebte Standeszugehörigkeit gefährdeten.

Besonders beschäftigten ihn sein Mangel an Prestige und Einfluss beim König. So berichtete er etwa in der Rückschau auf seine Verbannung vom Hof 1522, wie viel Mühe ihm der Aufstieg dort gekostet hatte, beklagte, wie schnell

<sup>106</sup> Ebd., S. 9f.

<sup>107</sup> Darunter beispielsweise das von ihm wiederholt geforderte Habit des Santiagoordnes. Ebd., S. 63.

<sup>108</sup> Ebd., S. 16 sowie S. 67.

<sup>109</sup> Ebd., S. 107.

<sup>110</sup> Ebd., S. 52.

<sup>111</sup> José Luis GASTAÑAGA PONCE DE LEÓN: Caballero noble desbaratado. Autobiografía e invención en el siglo XVI (Purdue Studies in Romance Literatures, 51). West Lafayette 2012, S. 117 sowie S. 124.

er alles verloren habe und wie viel mehr Mühe es ihn nun kosten würde, eine Begnadigung zu erreichen.<sup>112</sup> Während geringe Verdienste jener, die Fürsprecher\*innen und Verwandte im Umfeld des Königs hätten, viel zählten (»qualquier poco es mucho«), würden große Verdienste jener ohne diesen Vorteil wenig gelten (»muy mucho es poco«).<sup>113</sup> Er selbst zählte sich natürlich zur letzteren Gruppe der trotz großer Verdienste Unbeachteten, aber, indem er den Vergleich nur indirekt auf sich selbst bezog, erreichte er die für exemplarische Aussagen so wichtige Generalisierbarkeit und relativierte die Bedeutung seines Scheiterns. Schließlich hatte sich aus seiner Sicht an dem Wert seiner Taten nichts geändert, nur ihre Bewertung bei Hof hatte sich verschoben.

Andererseits verweisen seine Selbstvergleiche auf die potenziell gefährliche Differenz zwischen der von ihm erwarteten höfischen Disziplin und seinem ritterlichen Ehrbegriff. Im Zusammenhang mit seiner ersten Verurteilung und Verbannung vom Hof berichtet Guzmán, der König sei wütend gewesen und habe ihm Wortbruch vorgeworfen, obwohl er immer die Wahrheit gesprochen und entsprechend gehandelt habe. Und selbst wenn er gelogen hätte, verteidigt sich Guzmán weiter, sei er überhaupt nicht verpflichtet gewesen, dem König das Wort zu halten, schließlich halte dieser es niemandem gegenüber (»porque no era obligado yo a mantener palabra al Rey, pues él no la mantiene a nadie«). Er sage dies jedoch nicht in Bezug auf diesen bestimmten König, sondern über Könige im Allgemeinen (»No lo digo por éste más que por todos los reyes«).<sup>114</sup> Zwar verzichtet Guzmán in dieser provokanten Aussage möglicherweise bewusst auf Vergleichspartikel und relativiert sie durch die rasche Generalisierung, dennoch wird deutlich, dass er sich selbst dem König an Ehre gewachsen sah und Könige allgemein eher als Erste unter Gleichen verstand.

<sup>112</sup> H. KENISTON (Hg.): Alonso Enríquez de Guzmán: Libro de la vida y costumbres Guzmán (Anm. 97), S. 17: »Y estos días paséme por Alicante muy como hombre lastimado y desesperado [...] consyderando y publicando por descansar con quántos travajos y peligros avía ganado y en quénto tiempo e quánd ligeramente avía perdido lo que yo en tanto tenía, mi ábito y mi asyento y la gracia y conversación del Emperador, y quénto era menester para alcançar el perdón, y despues, a cobrar lo perdido [...].«

<sup>113</sup> Ebd.: »Parecéame que avían de ser espantables cosas las que yo hiziese para remediarne y para que el Emperador las supiese, porque los que tienen parientes y amigos a su lado, qualquier poco es mucho que hazen en su servicio, los que no, muy mucho es poco, en especial que no vo yo a ganar más, sino a ganar lo que avía perdido y mucho trabajado por ganallo.«

<sup>114</sup> Ebd., S. 16.

Doch Guzmán nutzte Selbstvergleiche nicht nur, um Differenzen zwischen sich selbst und den von ihm trotz seiner niedrigeren Stellung als Standesgenoss\*innen wahrgenommenen Hochadeligen zu relativieren, sondern auch, um den Einfluss der ständigen Statuswechsel auf sein eigenes Wesen zu negieren – selbst bei jenen Wechseln, die ihm sogar mehr soziales Prestige einbrachten. So war er 1522 auf königlichen Befehl nach Ibiza entsandt worden, um dort als Kapitän einer kleinen Truppe die Insel gegen die Überfälle durch Freibeuter zu verteidigen, die vom nordafrikanischen Algier aus agierten.<sup>115</sup> Der erfolgreiche Einsatz brachte ihm kurz darauf die Beförderung zum *capitán general* und die Aufgabe ein, den soeben verstorbenen Gouverneur der Insel bis zur Ankunft eines neuen Amtsinhabers zu vertreten.<sup>116</sup> Anstatt es bei der Darstellung dieser für ihn positiven Wendung zu belassen, betont Guzmán jedoch nachdrücklich, dass die neue, verantwortungsvolle Position keinesfalls etwas an ihm selbst verändert habe:

»Estube allí otros cinco meses, demás de quatro que avía estado por solamente capitán, con mucha mejor vida que con estotra vana autoridad, porque no creí de en más de faldas luengas, porque en provechos ni cortesías no ví ni una ventaja. De antes andava enamorado, en calças y jubón, de noche e de día; matava a quien quería y dava la vida a los que quería, sin dar cuenta a nadie. Despúés que tube este mayor cargo, podíalo hazer, pero con miedo de mi descargo.«<sup>117</sup>

*Ich blieb dort [auf Ibiza] fünf weitere Monate, zusätzlich zu den vier, in denen ich dort als Kapitän gewesen war und ein viel besseres Leben geführt hatte als mit jener nichtigen Autorität, denn ich wuchs an nichts anderem als an meinen langen Röcken, da ich weder in den Annehmlichkeiten noch den Gunstbeweisen einen Vorteil sah. Zuvorschritt ich entflammte einher in Wams und Strumpfhosen, bei Tag und bei Nacht, tötete wen ich wollte und schenkte denen das Leben, die mir gefielen, ohne auf jemanden zu achten. Nachdem ich dieses hohe Amt erhalten hatte, konnte ich es [noch immer] tun, allerdings [nun] in Furcht vor meiner Entlassung.*

---

<sup>115</sup> Ebd., S. 26. Laut Guzmán standen die Freibeuter unter Befehl von »Barbarroxa, que se nonbra rey de Argel«, ein osmanischer Flottenführer und Herrscher in Algier, auch bekannt unter dem Ehrentitel Khair ad-Din.

<sup>116</sup> Ebd., S. 32.

<sup>117</sup> Ebd., S. 32.

Die einzige Veränderung durch die Stellvertretung des hohen Amtes an ihm selbst sei also sein Äußeres oder, in Guzmáns ironischen Worten, »die Länge seiner Röcke« gewesen. Das ritterliche und zügellose Leben eines Hidalgos, das er hier mit seiner Umschreibung idealisiert, habe er jedoch noch nach seiner Ernennung weiterführen können, mit dem einzigen Unterschied, dass er nun dafür seine Absetzung habe fürchten müssen. Eine durch die neue Position hervorgerufene Veränderung seines Wesens und sogar eine Veränderung seines Verhaltens schloss Guzmán also aus.

Hier wiederholt sich ein grundlegendes Argumentationsschema, das Guzmán trotz der unterschiedlichen Zeiten, Regionen und sozialen Kontexten mit anderen der untersuchten Autoren teilt. Tommaso di Carpegna beschrieb sich selbst als Kriegernatur, obwohl er nie in die Schlacht gezogen war, und Giovanni Morelli sah sich als idealen Bürger der Stadt Florenz, der aufgrund des Ausschlusses von städtischen Ämtern nur noch nicht die Möglichkeit gehabt habe, diese Eigenschaft auch zu beweisen. Dazu passt auch die Feststellung von Franz-Josef Arlinghaus, dass der bereits im 2. Kapitel besprochene Burkhard Zink keine der zahlreichen Wenden seines Lebens als radikalen Bruch markierte, sondern im Gegenteil nutzte, um seinen eigenen Lebensweg an einen bestimmten Normendiskurs zu binden.<sup>118</sup> In der persönlichen Rückschau sah sich, vereinfacht gesagt, der Ritter schon immer zum Rittertum bestimmt, der Stadtbürger zum Durchlauf des städtischen *cursus honorum* und so fort, selbst wenn zahlreiche Statusveränderungen diesen Weg erst ermöglicht oder Hindernisse seine Vollendung verhindert hatten. Das bedeutet jedoch eben keineswegs, dass autobiographische Texte in der Vormoderne sich nicht innerhalb dieser Erzählung mit Veränderungen im eigenen Leben beschäftigt hätten.

Wichtige Momente wie Haushaltsgründung, Heirat und Erbe und die damit verbundenen Rituale strukturierten nicht zuletzt auch die Anlage der Aufzeichnungen selbst. Von Leonardo Morelli, dem bereits erwähnten Ur-großneffen des oben genannten Giovanni Morelli, sind 28 Bücher überliefert, darunter auch solche, die er als *Ricordi* bezeichnete und die besonders ausführliche Einträge zu wichtigen Familieneignissen enthalten. Wie bereits Leonida Pandimiglio gezeigt hat, unterscheiden sich die Bücher jedoch nicht nur inhaltlich, sondern spiegeln auch drei entscheidende Lebensphasen wider, die jeweils durch die Anlage neuer Bücher gekennzeichnet sind.<sup>119</sup> Noch

<sup>118</sup> Siehe Kapitel II, S. 108f.

<sup>119</sup> L. PANDIMIGLIO: *Famiglia e memoria a Firenze Vol. 2* (Anm. 20), S. 96.

während er im Haushalt seines Vaters Lorenzo Morelli (1446–1528) lebte, begann Leonardo neben Einträgen in den Büchern seines Vaters um 1496 auch erste eigene Bücher zu führen.<sup>120</sup> Seine Heirat mit Cornelia Buondelmonti im Jahr 1507 und die Gründung eines eigenen Haushalts waren dennoch mit einer kompletten Neuanlage und systematischen Reorganisation seiner Aufzeichnungen verbunden, denen er durch Einbände mit roten Schließen eine einheitliche Gestaltung verlieh.<sup>121</sup> Obwohl er in den Folgejahren eigene Geschäfte führte und hohe politische Ämter innehatte – zum Beispiel als Capitano di Pisa im Jahr 1525 – veranlasste der Tod seines Vaters im Jahr 1527 und der damit verbundene Erbantritt Leonardo, erneut alle laufenden Aufzeichnungen zu beenden und neue Bücher anzulegen, die er mit einheitlich schwarzen Schließen versah.<sup>122</sup>

Wie Kaspar von Geyrer gezeigt hat, gehörten zur Wahrnehmung von Lebensphasen in der Vormoderne jedoch nicht nur die Übergangsmomente selbst, sondern auch Diskurse, die Menschen in den jeweiligen Phasen oder Stufen bestimmte Eigenschaften zuschrieben.<sup>123</sup> Das konnte in autobiografischen Texten wie in der oben zitierten Vorrede in den Ratschlägen zur ›guten Regierung‹ von Tommaso di Carpegna dazu dienen, sich selbst Altersbesonnenheit und Autorität gegenüber einer jugendlich imaginierten Leser\*in-nenschaft zuzuschreiben. Gleichzeitig bot die Annahme bestimmter, mit dem Jugendalter verbundener Eigenschaften aber auch die Möglichkeit, Veränderungen im eigenen Verhalten zu begründen, ohne sie als Wesensänderung beschreiben zu müssen.

So erklärt etwa Francesco Petrarca im Eingangssonett seines *Canzoniere*, die folgenden Reime seien Ausdruck der Irrungen seiner Jugendzeit, als »ich in Teilen noch ein anderer Mann war, als ich bin« (»quand'era in parte altr'uom da quel ch'i sono«).<sup>124</sup> Erneut ruft dieser Selbstvergleich zwar Differenz auf, füllt diese inhaltlich jedoch nicht aus, sondern relativiert ihre Bedeutung für das eigene Selbst, indem Petrarca alle möglichen Ausprägungen dieser Differenz zum typischen Ausdruck der Jugendjahre erklärt und somit zum not-

<sup>120</sup> ASF, GPA (Anm. 20), Nr. 179.

<sup>121</sup> Ebd., Nr. 76/1, 140, 168.

<sup>122</sup> Ebd., Nr. 76/2, 101, 142, 171, 184.

<sup>123</sup> Vgl. Kaspar von GREYERZ: Passagen und Stationen. Lebensstufen zwischen Mittelalter und Moderne, Göttingen 2010.

<sup>124</sup> Francesco PETRARCA: Canzoniere. Introduzione di Roberto Antonelli. Saggio e testo critico di Gianfranco Contini. Note al testo di Daniele Ponchiroli (Einaudi Tascabili. Classici 104), Torino 1992, S. 1.

wendigen Bestandteil der von ihm erzählten Läuterungsgeschichte macht.<sup>125</sup> Moderne Autobiographien wie die im folgenden Kapitel behandelten *Lebenserinnerungen* von Bertha von Suttner, hinterfragen hingegen teils die Einheitlichkeit der eigenen Lebensgeschichte und betonen neben der Unverbundenheit einzelner Lebensphasen auch die Fragmentierung des Selbst in gleichzeitig sichtbare Bilder und Gestalten.<sup>126</sup> In den hier betrachteten Beispielen folgen die Phasen des eigenen Lebens hingegen einem klaren Schema und ergeben in ihrer als natürlich präsentierten Abfolge ein organisches Ganzes. Selbstvergleiche stehen also auch bei der Gegenüberstellung verschiedener Formen des eigenen Selbst wieder in Zusammenhängen, in denen Differenz nicht markiert, sondern vielmehr relativiert werden soll, indem sie zeigen, dass der\*die Schreibende trotz der scheinbaren Differenz der eigenen Natur treu und sich selbst ähnlich geblieben war.

## Fazit

Die hier vorgestellten Überlegungen zur Funktion des Selbstvergleichens und verwandter Praktiken der Relationierung in Selbstzeugnissen des 15. und 16. Jahrhunderts sollten keineswegs als Belege für eine gegenüber modernen Autobiographien unterkomplexe Form autobiographischen Schreibens missverstanden werden, schließlich erfordert auch die Darstellung und Bestätigung von Ähnlichkeit über verschiedene Arten der Relationierung ›Selbstreflexion‹ und eine geschickte Nutzung von Darstellungskonventionen. Und obwohl explizite Selbstvergleiche zumindest in den in diesem Kapitel untersuchten Texten ein relativ seltenes Phänomen darstellen, muss das noch nichts darüber aussagen, in welchen Zeiträumen das Vergleichen mehr oder weniger wichtig für das autobiographische Schreiben war, sondern nur, dass es je nach Zeit und sozialem Umfeld sehr verschiedene Funktionen übernahm.

Meist genügte in Haus- und Familienbüchern für die Darstellung einer ohnehin naheliegenden Ähnlichkeit zu Verwandten und Vorfahren eine Einordnung der eigenen Lebensgeschichte in Listen, Stammbäume oder genea-

<sup>125</sup> Vgl. dazu: Michael BERNSEN: Die Problematisierung lyrischen Sprechens im Mittelalter. Eine Untersuchung zum Diskurswandel der Liebesdichtung von den Provenzalen bis zu Petrarca (Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie 313), Tübingen 2001, S. 302.

<sup>126</sup> Siehe Kapitel V, S. 252.

logische Erzählungen. Wichtige Differenzen zu Angehörigen anderer Stände waren in diesem Zusammenhang meist ebenso selbstverständlich und bedurften keiner weiteren Ordnung durch Vergleichspraktiken, die über ein bloßes »abgleichen« mit bereits bestehenden Kategorien hinausgehen würden. Auch das Imitieren von Vorbildern war konzeptionell nicht automatisch mit der Vorstellung eines Selbstvergleichens verbunden.

Das Selbstvergleichen hatte hingegen vor allem dann eine Funktion in der Erzählung, wenn es darum ging, Differenzen unter nahestehenden und »wesensähnlichen« Personen auszuhandeln. Die in der vorangegangenen Fallstudie beobachteten Selbstvergleiche in den autobiographischen Texten des 12. Jahrhunderts zielten unter anderem darauf ab, sich selbst in eine Hierarchie heiliger Personen einzufügen. In den hier betrachteten Haus- und Famili恒büchern des 15. und 16. Jahrhunderts kamen Selbstvergleiche hingegen vor allem dann zum Einsatz, wenn es darum ging, die Bedeutung einer für die Selbstverortung potenziell riskanten »Unähnlichkeit« zu relativieren (»ich handelte anders, war aber trotzdem wesensähnlich/unverändert«). Das Selbstvergleichen ermöglichte es in diesen Fällen, Differenzen zu beobachten und klar zu benennen, aber zugleich ihre Bedeutung für die Konstituierung des Selbst zu negieren. Widersprüche zwischen den eigenen Handlungen und der imaginierten Beschaffenheit des eigenen Wesens wurden erklärt, indem demonstriert wurde, warum bestimmte Handlungen und äußere Erscheinungsformen entgegen der ansonsten naheliegenden und als selbstverständlich angenommenen Ähnlichkeitsbeziehungen ausnahmsweise keine Aussagen über das Wesen der\*des Schreibenden machten.